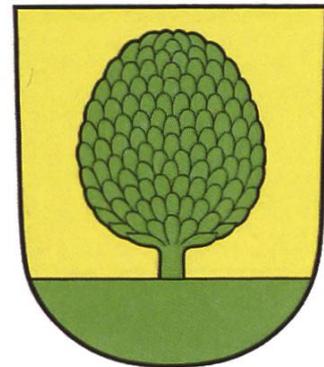


## Das Furttal im Spiegel seiner acht Gemeinden

Boppelsen



Buchs



Dällikon



Dänikon



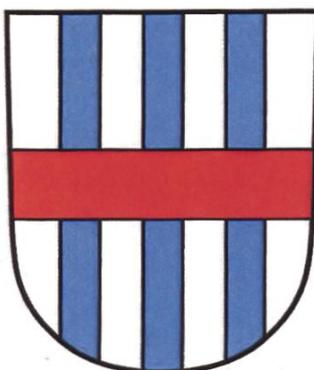
Hüttikon



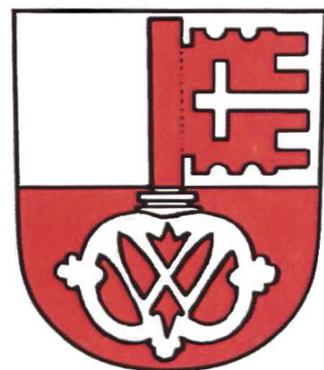
Otelfingen



Regensdorf



Würenlos



Heimatkundliche Vereinigung Furttal

Mitteilung Nr. 23

# **Das Furttal im Spiegel seiner acht Gemeinden**

**Boppelsen, Buchs, Dällikon  
Dänikon, Hüttikon, Otelfingen  
Regensdorf, Würenlos**

Jubiläumsschrift  
zum 40jährigen Bestehen der  
Heimatkundlichen Vereinigung Furttal  
1954 – 1994

Redaktion:  
Dr. Lucas Wüthrich  
Bezugsquelle siehe S. 120

Satz und Druck:  
Schnellert AG  
8050 Zürich

# Inhaltsverzeichnis

## **Vorwort**

des Präsidenten der «Heimatkundlichen Vereinigung Furttal»  
von *Emil Wagner* 5

## **Boppelsen**

Angaben zur Gemeinde 7  
Bopplisser «Wirtschaftskunde», von *Werner Wegmann* 8

## **Buchs**

Angaben zur Gemeinde 21  
Die Mühlen in Buchs, von *Ursula Maurer* 23

## **Dällikon**

Angaben zur Gemeinde 32  
Der Dorfplatz in Dällikon von 1826 bis heute, von *Peter Fries* 33

## **Dänikon**

Angaben zur Gemeinde 46  
Das Anna-Stüssi-Haus und seine Besitzerin, von *Kurt Bannwart* 47

## **Hüttikon**

Angaben zur Gemeinde 56  
Zur Geschichte der Firma Güller Söhne AG, Gravier- und  
Prägewerkstätte, Werkzeugbau-Stanzerei, von *Christian Schlüer* 58

## **Otelfingen**

Angaben zur Gemeinde 67  
Die Brauerei von Otelfingen, von *Hans Günter* 69 3

<b>Regensdorf</b>	
Angaben zur Gemeinde	81
Schwanengesang auf die Kirche in der Strafanstalt Regensdorf	83
Die Pfarrer der Strafanstalt	98
von <i>Lucas Wüthrich</i>	

<b>Würenlos</b>	
Angaben zur Gemeinde	101
Wie ein Würenloser Geometer seinen Kopf aus der Schlinge zog (Zum Bau der Bewässerungsgräben nach den Alt- und Neuwiesen 1648), von <i>Hans Ehram</i>	103

<b>Statistische Gedanken zum Vierzigsten</b> (40 Jahre HVF), von <i>Johannes Gillardon</i>	111
---	-----

<b>Die Wappen</b> der acht Furttalgemeinden	117
--	-----

4	Verzeichnis aller Mitteilungen der Heimatkundlichen Vereinigung Furttal Nr. 1 (1961) bis Nr. 23 (1994)	120
---	--	-----

## **Vorwort des Präsidenten der «Heimatkundlichen Vereinigung Furttal»**

Die vorliegende 23. *Mitteilung* der Heimatkundlichen Vereinigung Furttal ist ein Jubiläumsheft. Es soll daran erinnern, dass am 1. März 1954, vor nunmehr 40 Jahren, zehn weitsichtige und heimatverbundene Männer die Vereinigung gegründet haben.

Im Jägerstübli des Restaurants Hirschen in Regensdorf kamen damals die folgenden Herren zusammen:

Pfarrer Hans Gattiker, Regensdorf	Karl Meier, Regensdorf (Altburg)
Max Grimm, Regensdorf	Friedrich Gisler, Dällikon
Albert Bopp, Dällikon	Emil Spühler, Zürich-Affoltern
Fritz Wittpennig, Regensdorf	Emil Denzler, Regensdorf
Konrad Grendelmeier, Buchs	Alfred Schärer, Regensdorf.

Besprochen wurde, wie die Zielsetzung und die Aufgaben der neuen Vereinigung lauten sollten. Nach längerer Diskussion einigten sich die Anwesenden auf den noch heute gültigen Namen «Heimatkundliche Vereinigung Furttal». Das Amt des ersten Präsidenten übernahm Pfarrer Gattiker, und als erste Aktion wurde beschlossen, eine Dokumentensammlung zu übernehmen, die sich im wesentlichen aus vom verstorbenen Sekundarlehrer Dr. Paul Meintel gesammelten heimatkundlichen Akten zusammensetzte.

An einer ausserordentlichen Sitzung vom 22. März 1954 legte eine Schar von bereits zwanzig Interessenten und Mitgliedern die ersten Statuten fest. Gleichzeitig wurden Arbeitsgruppen gebildet, die sich mit dem Sammeln von Gegenständen und Flurnamen aus dem Furttal sowie mit anderen Themen befassen sollten. Die junge Vereinigung hatte einen erfreulich guten Start.

Für die erste Jahresversammlung vom 8. Februar 1955 in der Linde Buchs hält das Protokoll die stattliche Zahl von 58 Teilnehmern fest. Der bekannte Lokalhistoriker Heinrich Hedinger aus Regensberg referierte über «Die Adelsgeschlechter im Furttal». Solche Vorträge an Jahresversammlungen zu halten, wurde zur Tradition. Als Rechnungsrevisor liess sich an dieser Sitzung Fritz Wittpennig wählen. Er versieht dieses Amt noch heute, nunmehr seit 39 Jahren. Für seinen Einsatz sei ihm auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Viel Interessantes wäre aus den Protokollen der ersten Vereinsjahre sonst noch zu erwähnen, aber wesentlich bleibt, dass alle Beteiligten trotz dauerndem finanziellem Engpass (Reinvermögen 1961: Fr. 103.–) immerfort an der Erreichung der gesetzten Ziele gearbeitet haben. Im Jahr 1962 stellte die Gemeinde Regensdorf einen Raum zur Aufbewahrung und Ausstellung der Sammlungsobjekte im alten Schulhaus zur Verfügung.

1963 wurde das erste Mitteilungsheft über «Die Kirche von Buchs», verfasst von Konrad Grendelmeier, veröffentlicht. Diesem Heft sind bis heute 22 weitere Nummern gefolgt.

Das vorliegende Mitteilungsheft Nr. 23 will aufzeigen, dass die HVF sich auch nach vierzig Jahren immer noch aktiv mit den Anliegen der Gründungsmitglieder befasst. Eine unter der Leitung von Dr. Lucas Wüthrich tätig gewesene Arbeitsgruppe zur Herausgabe dieser Jubiläumsschrift, in der Vertreter aller acht Furttalgemeinden beteiligt waren, versuchte mit ihren Beiträgen darzulegen, dass es auch weiterhin lohnt, sich für die Erhaltung des kulturellen Erbes unserer näheren Heimat einzusetzen. Ich danke den Mitgliedern dieser Arbeitsgruppe vielmals für die Mühe, die sie sich zum Wohl der Vereinigung gemacht haben.

Die Veränderungen in unserem Furttal werden weiter gehen, aber ich bin überzeugt, dass sich auch in den nächsten vierzig Jahren immer wieder Leute finden, die sich dafür einsetzen, dass Erhaltenswertes nicht zerstört, sondern erhalten, gepflegt und bekannt gemacht wird.

Dällikon, im Dezember 1993

Emil Wagner

# Die Gemeinde Boppelsen

Boppelsen, vom Furttal aus hinter Farissenbuck und Breitenwald verborgen, umfasst 365 ha Acker- und Rebgelände, Wiesen und Wald sowie 32 ha Bauzonenfläche, mit dem tiefsten Punkt in der Aerbist auf 450 m ü.M. und dem höchsten bei der Ruine Altlägeren auf 866 m.

Eine grosse geschichtliche Vergangenheit hat Boppelsen nicht. Dafür können wir mit landschaftlichen Schönheiten aufwarten, wie sie so nahe bei Zürich selten sind. Natürlich fehlen auch auf unserem Gemeindegebiet die obligaten Spuren der Römer nicht, und Alemannen-Skelette wurden schon im 18. Jahrhundert in grosser Zahl ausgegraben. Skelette, Lanzen, Schwerter, Pfeilspitzen und eiserne Ringe sind im Landesmuseum verwahrt.

Freiherren von Bobpinsolo sind im Zürcher Urkundenbuch von 1130 bis 1219 erwähnt. Sie waren dem Stift Einsiedeln abgabepflichtig. Auch die Klöster Muri, Wettingen und Oetenbach zogen Zehnten ein; Freie von Regensberg und Kyburg hatten das Lehen. Ihre Dienstleute nannten sich Herren von Legern, deren Burg «Altlägeren» in der ersten Hälfte des 13. Jh. an der höchsten Stelle der Lägern erbaut wurde, aber schon nach ca. 80 Jahren wieder zerstört wurde. Heute ist ihre südliche Abschlussmauer der einzige bauliche Zeuge auf Bopplisser Gebiet vor 1600. Die hohe Gerichtsbarkeit besass Habsburg bis zur Übergabe an Zürich im Jahre 1409. Boppelsen blieb bis 1798 im Verband der Landvogtei Regensberg. Eine Kapelle, 1370 erbaut und zu Würenlos gehörend, wurde nach der Reformation 1550 aufgehoben. Damit kam Boppelsen bis auf heute zum Kirchkreis Otelfingen.

Prägend und für den Menschen wichtiger als die politischen Abhängigkeiten war aber bis in unser Jahrhundert die vollkommene Abhängigkeit der leiblichen Existenz vom Boden, auf dem man lebte. Mehr zum Leben, als das, was der eigene Boden hervorbrachte, hatte man nicht, und das war meist wenig genug. Selbst wenn das Geld für Importe vorhanden gewesen wäre, fehlten die Transportmittel, um beispielsweise Lebensmittel im grossen Stil zu verschieben. In diese Zeit der Armut fiel auch der verheerende Dorfbrand: Am Freitag, 20. April 1649 brach am frühen Morgen zwischen drei und vier Uhr in einem Haus Feuer aus, das wegen des Windes rasch um sich griff. In kurzer Zeit wurden 21 Häuser, davon 17 bewohnte, eingeäschert. 98 «Seelen» wurden obdachlos. Drei Kinder, etwas Vieh und sämtlicher Hausrat fielen dem Feuer zum Opfer. Im Kanton wurde eine «Steuer» für die Geschädigten erhoben, ebenfalls in den vier Stadtkirchen in Zürich.

Obwohl im Kern ein typisches und gut erhaltenes Bauerndorf, lebt heute nur noch ein kleiner Teil der Bevölkerung von der Landwirtschaft, bei der die Kräuter- und Gemüsegärtnerei, neuerdings auch wieder der Rebbau wachsenden Anteil hat. Zusammen mit einigen Handwerks- und kleineren Bürobetrieben ergibt sich ein Total von ca. 160 Arbeitsplätzen.

1960 hatte es in Boppelsen weniger Einwohner als 1836. Doch dann stieg die Zahl von 295 stetig an bis auf 844 im Jahre 1993. 1960 setzte eine bis heute anhaltende Bautätigkeit ein. An den sonnig gelegenen ehemaligen Rebhängen wurden Einfamilienhäuser und Terrassenhäuser errichtet. Günstige Wohnungen fehlen fast ganz; nach Boppelsen zog nur, wer sich ein bis zwei Autos leisten konnte, denn bevor 1990 die Buslinie zum Bahnhof Otelfingen eingeführt wurde, war unser Dorf dem öffentlichen Verkehr nicht angeschlossen.

---

## **Bopplisser «Wirtschaftskunde»**

Seit eh und je sind die Wirtschaften ein Zentrum des dörflichen Lebens, ein Ort, wo man sich trifft, wo man (fast) alles erfährt, wo Dorfpolitik gemacht wird. Oft spielen Wirtschaften in überlieferten Anekdoten eine wichtige, wenn nicht gar ursächliche Rolle. Ein Dorf ohne Wirtschaft ist kein richtiges Dorf.

Boppelsen ist mit seiner einzigen Wirtschaft, dem «Lägernstübli» nicht reich gesegnet. Ab und zu musste sogar um die Weiterexistenz dieser einzigen Wirtschaft gebangt werden. Doch halt! Da ist ja noch das Restaurant «Lägern Hochwacht», die Ausflugsbeiz auf dem höchsten und nördlichsten Zipfel von Boppelsen. Auch sie spielte einst eine wichtige Rolle im gesellschaftlichen Leben, und das über die Gemeindegrenzen hinaus.

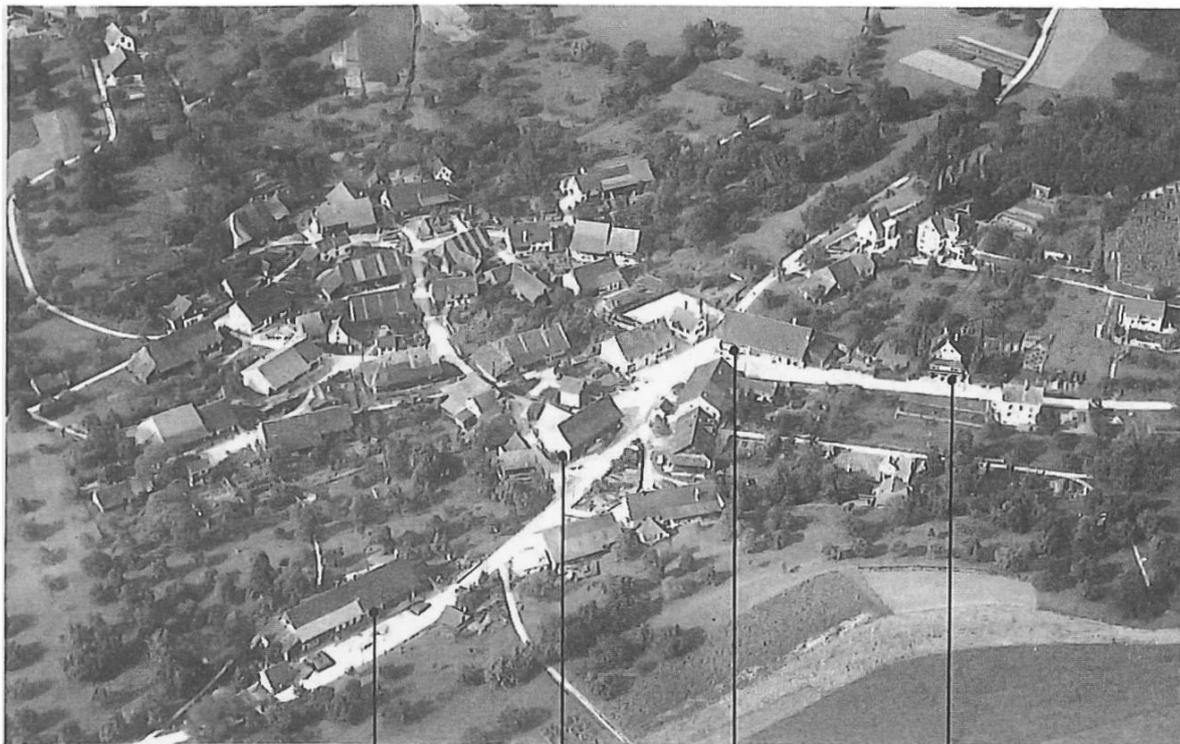
Natürlich hat Boppelsen nicht erst seit dem Bestehen des «Lägernstübli» eine Dorfbeiz. Überliefert ist die Existenz von drei weiteren Wirtschaften, die alle an der Hauptstrasse Otelfingen – Regensberg lagen. Mein Bericht stützt sich zu einem grossen Teil auf Erinnerungen von älteren Bopplissern. Er beschränkt sich auf die Zeit von ca. 1800 bis 1960, weil ältere Angaben fehlen und das Eingehen auf neuere Zustände und Ereignisse den Rahmen sprengen würde.

### **«Weinwirtschaft zum Frohsinn»**

Von Otelfingen herkommend, gleich links eingangs Dorf, im heute vielbewunderten, prächtig mit Blumen geschmückten Doppelbauernhaus

von Heinrich Schlatter und Rudolf Vonrüti lud die «Weinwirtschaft zum Frohsinn» zum Verweilen ein. Heinrich Schlatter weiss über die Entstehung des Hauses zu berichten, wie wenn es gestern gewesen wäre: Hans-Jakob von Rüti, alt Säckelmeister, besass das nördliche Nachbarhaus, wo heute die Familie Gassmann, «Vrenerese», wohnt. Dort betrieb er neben der Landwirtschaft eine Brennerei. Hans-Jakob von Rüti hatte nun aber drei Söhne, für deren Zukunft zu sorgen war. So machten sie sich zu viert ans Werk und bauten während vier Jahren, von 1853 – 1857 das stattliche Doppelhaus südlich ihres Hofes. Alles Baumaterial führten sie selbst mit Ochsenkarren und legten wohl auch am Bau selbst tüchtig Hand an. Die wertvollen Nussbaumtüren mit den reichverzierten Beschlägen im Innern des Hauses sollen sie aus einem Abbruchobjekt in Zürich nach Boppelsen gebracht haben. Als das Werk fertig war, wurde das Los gezogen: Jakob und Heinrich durften ins neue Haus einziehen, der dritte übernahm den elterlichen Hof.

Von allem Anfang an wirtete Jakob Vonrüti (von nun an in einem Wort geschrieben) im Erdgeschoss des südlichen Hausteils. Eine Speisewirtschaft soll es nicht gewesen sein. Vielleicht, dass noch ein Schüblig zum eigenen Wein und Most serviert wurde, mehr aber kaum. Die Wirtschaft wurde nicht länger als 20 Jahre geführt, obwohl die einzige Tochter von Jakob Vonrüti, Barbara (die Grossmutter von Heinrich Schlatter) die Wirtschaft gerne weitergeführt hätte. Doch ihr Mann, Johann Heinrich



Die Dorfwirtschaften  
1832 – 1993  
(Luftaufnahme  
Aug. 1948)

1 Weinwirtschaft zum Frohsinn  
2 Wein- und Speisewirtschaft A. Mäder  
3 Wirtschaft Albrecht  
4 Restaurant Lägernstübli

Schlatter von der oberen Mühle in Otelfingen, wollte partout nicht. Immerhin sassen während gewiss 20 weiteren Jahren die älteren Einwohner jeweils am Sonntagmorgen in der Stube der Schlatters zusammen und tranken ihren Most. Heute ist von der Wirtschaft einzig eine Kegelkugel übriggeblieben, nicht mehr ganz rund und etwas schwierig zu fassen. Sie zeugt noch von der Kegelbahn, die – natürlich im Freien – südlich der Stockmauer für Abwechslung und Unterhaltung gesorgt haben soll. Seit etwa 30 Jahren verschollen ist das Wirtshausschild – eine blaue Traube mit Weinlaub.

### «Wein- und Speisewirtschaft A. Mäder»

Über Art und Dauer dieses Wirtschaftsbetriebes sind keine schriftlichen und wenig mündliche Überlieferungen bekannt. Sicher ist, dass um die Jahrhundertwende Alfred Mäder in diesem ausserordentlich schönen, harmonischen Riegelbau mit Freitreppe und imposantem Gewölbekeller, der markant am Dorfplatz steht, eine «Wein- und Speisewirtschaft» betrieb, wie dies eine Fotografie aus dieser Zeit belegt. Ob aber Heinrich Schmid, von dem A. Mäder 1892 das Haus erwarb, bereits vorher wirtete, ist nicht bekannt. Ebenso ist nicht mehr in Erfahrung zu bringen, wann mit der Wirterei aufgehört wurde. Die drei ehemaligen Wirtschaften von Boppelsen waren eben nicht eigentliche Wirtshäuser, die in Gebäudeprotokollen als solche aufgeführt wären. Die Wirtschaft wurde nur nebenbei betrieben, das Hauptinteresse galt der Land-Wirtschaft – oder vielleicht auch umgekehrt.



Der Boppplisser Dorfplatz um 1900. Links die Wein- u. Speisewirtschaft A. Mäder (noch mit intaktem Geländer).

Überliefert und heute noch augenfällig ist aber folgendes: Die grosse, zweiläufige Freitreppe, die ins erhöhte Erdgeschoss mit der ehemaligen Wirtsstube führt, wird begrenzt durch ein fein gearbeitetes Geländer mit zierlichen, vertikalen Eisenstäben. Bei den Treppenläufen noch intakt, sind diese Eisenstäbe beim Podest vor der Haustüre unten durchgerostet. Der Grund für diesen beschleunigten örtlichen Eisenzerfall soll der sein, dass manch einer der männlichen Kundschaft zu nachtschlafener Stunde beim Verlassen der Wirtschaft dem Druck der Blase nicht widerstehen konnte, bis er zuhause war, sondern unmittelbar vor der Wirtshaustüre an das Geländer und auf die Strasse brünzelte! Nicht bekannt ist, wieviele danach erleichtert rechtsumkehrt machten, um sogleich wieder in der Wirtsstube zu verschwinden.

### «Wirtschaft Albrecht»

Ein eigentlicher Mittelpunkt des Dorflebens war dann aber die «Wirtschaft Albrecht», auf der gegenüberliegenden Seite des Dorfplatzes gelegen. Wer jetzt aber einen Zusammenhang zum unmittelbar danebenliegenden Gemeindehaus herstellen will, liegt falsch: Die Gemeindeganzlei wurde erst 1967 eingebaut. Vorher war das Gebäude bis 1963 Schulhaus. Das Schulzimmer war gleichzeitig Versammlungsraum.

Bereits 1832 wird im Gebäudeprotokoll ein Jacob Schmid, *Wirth*, als Eigentümer angegeben. Falls er seinen Beruf wirklich ausübte, würde dies bedeuten, dass hier eigentlich die erste bekannte Wirtschaft in Boppelsen war. 1854 baute der damalige Besitzer, Jakob Koch, ein Trotthaus an. Das Haus war damals noch vollständig mit Stroh gedeckt (bis 1857). 1885 kaufte der Ururgrossvater von H.H. Albrecht sen. (heute Siedlung «Sunnehof»), Johann Albrecht, die Liegenschaft von den Söhnen Jakob Kochs. Vorher wohnte er im Gebäude der heutigen Post.

Bezüglich Wirtschaftsbetrieb bekannt ist erst wieder, dass sein Sohn, Kantonsrat Heinrich Albrecht, eine Wirtschaft führte, wahrscheinlich schon bevor er 1907 Eigentümer der Liegenschaft wurde. Seine Enkelin, Luise Wernli-Albrecht, Jahrgang 1902, weiss jedenfalls nichts anderes, als dass in ihrem Elternhaus immer eine Wirtschaft war. An das Wirtschaftsleben erinnert sich die 91-jährige noch gut: «Bessere Leute» seien jeweils gekommen von Zürich her mit dem Automobil, des Speckes und der Hamme wegen. Dazu sei eigenes Bauernbrot und selbstgekelterter roter Bopplisser nebst Most und Sirup serviert worden. Wenn der Dorfarzt, Dr. Bucher aus Dielsdorf, seine Visiten im Dorf machte, sei er mit seinem Pferde-«Gütschli» immer zuerst bei der Wirtschaft Albrecht vorgefahren, um zu fragen, ob ein Telephonanruf gekommen sei. Lange Zeit war die

Wirtschaft nämlich «Gemeindetelephonstation». Sonst gab es kein Telephon im Dorf. Hochzeiten und andere Feste seien in der Wirtschaft gefeiert worden. Für die musikalische Unterhaltung stand ein Klavier in der Wirtsstube bereit. Für Unterhaltung und gebührendes Aufsehen sorgte damals wohl auch «de Haupme Ruedi» aus Otelfingen, wenn er auf seinem Ross, wahrscheinlich auf dem Bauche liegend – hinten bei der Küche herein – quer durch die Wirtschaft – vorne zur Haustüre wieder hinausgeritten sei.

Serviertöchter im eigentlichen Sinne gab es in den Bauernwirtschaften nicht. Es wurde eben geholfen, wo es gerade nötig war – in Küche, Stall, Feld und Wirtschaft. Sowohl die Mutter von Fritz Gassmann, Rosa, wie auch Hch. Schlatter («Bämbi») halfen im Betrieb Albrecht mit. Bis zur Einstellung des Wirtschaftsbetriebes 1926 servierte während langen Jahren aber auch eine Marie Erber in der Wirtschaft Albrecht, eine offensichtlich beliebte und ins Gemeindeleben integrierte Person: Als Deutsche wurde sie von den Bopplissern eingebürgert, was schon einiges an Sympathie voraussetzte angesichts der damals strengen Einbürgerungspraxis. Wohl nicht nur Boppelsen brauchte einen grossen Teil seiner Steuereinnahmen für die Unterstützung seiner armengemässigen Bürger.

Während die Wirtsstube links vom Hauseingang war, befand sich «'s äner Stübli» rechts davon. Hier fanden Sitzungen statt und Gespräche, die nicht für aller Ohren bestimmt waren. Hier war das Telephon installiert.



Hier war das Kompaniebüro der häufig im Dorf einquartierten Truppen, und hier war auch das Büro des Grossvaters von H.H. Albrecht, Gemeindepäsident Heinrich Albrecht, der die Wirtschaft weiterführte, als sein Vater, Kantonsrat Albrecht, auch noch Gerichtspräsident wurde. Im «änere Stübli» stand auch ein Stehpult, in dem unter anderem die Viehscheine untergebracht waren. Heute findet dieses Pult – mit verkürzten Beinen – in der Milchhütte noch Verwendung.

1985 brannte das Bauernhaus fast vollständig nieder. Der Brand wurde durch eine Erstaugustrakete verursacht. Es wurde unter Verwendung der alten Riegelfassade als Wohnhaus mit Büros wiederaufgebaut.

### «Lägerstübli»

1923 zog von Wettingen ein gewisser Jakob Steiner, Fotograf, nach Boppelsen. Bei «Jakoben Ernst» (Lägerstr. 10) logierte er in einem Zimmer. Schon bald trat er in den Männerchor Boppelsen ein, der schon damals vom legendären Ruedi Mäder dirigiert wurde. Seiner wirklich schönen Tenorstimme wegen wurde Schaggi Steiner begeistert aufgenommen. Es waren damals grosse Zeiten für den Männerchor. Sogar von auswärts kamen die Männer zum Singen nach Boppelsen. Zur Winterszeit wurde sogar zweimal pro Woche geübt. Die Leute sagten, in Boppelsen sei einer im Männerchor und daneben «tüeg er na chli puure», und die Frauen sagten manchmal, man hätte auch noch gesungen, wenn es nicht mehr nötig gewesen wäre!

Der Wirtschaftsbesuch nach der Probe wird auch damals zum Ritual gehört haben. Als dann dem Steiner zu Ohren kam, dass die Wirtschaft Albrecht 1926 schliessen würde, begann er sich für eine eigene Wirtschaft zu interessieren. Eigene Mittel hatte er aber keine. Da standen kurzerhand fünf Männerchörler als Bürgen hin und Steiner erhielt bei der Bezirksparkasse einen Baukredit von ungefähr 60'000.– Franken. Doch nicht genug damit: Steiner war offenbar so beliebt, dass ihm der Männerchor in Fronarbeit auch gleich noch den Aushub für seine Wirtschaft besorgte.

So wurde das «Lägerstübli» als erstes eigentliches Wirtschaftsgebäude im Dorf am Rande der ausgedehnten Rebberge 1926 glücklich fertiggestellt. Von allem Anfang an florierte das Unternehmen, nicht zuletzt wohl dank der Tatsache, dass die Polizeistunde damals noch nicht kantonal geregelt war: So fuhren denn nachts, wenn in Zürich die Wirtschaften dicht machten, die vornehmen Herren in ihren Autos nach Boppelsen, wo sie weiterfesteten und teure Flaschenweine tranken. Dienstbeflissen sollen gar oft vom Wirt die Flaschen flink durch neue ersetzt worden sein, bevor

sie ganz leergetrunken waren. So wurde der Umsatz zusätzlich gesteigert. Bald war die Wirtsstube zu klein und 1930 wurde die typische hölzerne Veranda strassenseitig angebaut, wo sich bis heute an Versammlungen, Sitzungen, Vereins- und Feuerwehressen, Konfirmationen und Leidmahlen die Serviertochter zwischen Wand und Stuhlreihe am einzigen langen Tisch durchkämpft.

Mit dem «Lägernstübli» wuchs auch das Ansehen von Steiner in der Bevölkerung so sehr, dass er als «Fremder» einem einheimischen, bestehenden Mann vorgezogen wurde und sogar noch Schulpräsident wurde. Es gibt alte Bopplisser, die das heute noch wurmt!

Doch Wirt und Sänger blieben dem Dorf nicht lange erhalten. Nicht nur beim Singen wollte Steiner hoch hinaus: 1932 verkaufte er das gutgehende «Lägernstübli» an Wilhelm Wanner, Bäcker aus Oerlikon, und übernahm ein Lokal am Zürcher Limmatquai, woran er später «verlumpet isch».

W. Wanner war kein grosser Wirt. Vom nicht sehr hohen Ansehen, das er in der Bevölkerung hatte, zeugt der Spruch, den die Kinder herumreichten: «Willi Wanner-Waltz – war Weggli-Beck, wollte Wirt werden – wurde Wirt!» Als Wirt jassete er leidenschaftlich gerne mit den Gästen, was an sich keine Untugend ist. Nicht gerade umsatzfördernd war aber der Umstand, dass er von jener unangenehmen Sorte Jasser war, die ihren Mitspieler tüchtig massregelten, wenn dieser nicht in ihrem Sinne spielte. Trotzdem blieb die Wirtschaft dem Dorf erhalten. Mehr noch als sein Vorgänger machte sich W. Wanner die Tatsache zunutzen, dass das



«Lägernstübli» eine von drei Beizen im Kanton war, die keine Polizeistunde hatten, sodass es manchmal im «Stübli» bis in die Morgenstunden hoch zu und her ging.

Natürlich war nach der Wirtschaft Albrecht das «Lägernstübli» als einzige Wirtschaft im Dorf Ort des gemütlichen Teils des Vereinslebens. Bis zum Bau des neuen Schulhauses anfangs der Sechzigerjahre hatte der Männerchor sein «Chränzli» im Lägernstübli.

Für seine obligate Theateraufführung bestand eine spezielle Bühneneinrichtung, die jeweils in der Ecke anstelle des Stammtisches aufgebaut wurde. Das Gedränge unter den Zuschauern im sonst schon kleinen Raum kann man sich lebhaft vorstellen.

Inzwischen hat das «Lägernstübli» öfters den Besitzer gewechselt, letztmals 1989, als es Robert Langmeier aus Buchs übernahm.

### **«Restaurant zur hohen Wacht»**

Dies ist die ursprüngliche Bezeichnung für die Wirtschaft, die nicht nur bezüglich Lage, sondern auch ihrer gesellschaftlichen Bedeutung wegen eine Sonderstellung in der Bopplisser Wirtschaftskunde einnimmt.

Dort, wo seit 1888 die Spitzpyramide des Vermessungs-Visiers steht, wurde 1624 die erste Hochwacht-Anlage mit Holzhütte errichtet. Die Lägern war eine der 23 zürcherischen Hochwachten. 1689 erstellte man ein gemauertes Gebäude mit Dach und Holzaufbau. 1876 brannte das Wacht haus, das im Sonderbundskrieg 1847 letztmals in Betrieb stand, nieder.

Doch dies hat mit den Wirtschaften auf der Lägern nur insofern zu tun, als die freie Sicht nicht nur der militärischen Alarmorganisation dienlich war, sondern mit dem Aufkommen des Tourismus im Gefolge der neuen Reisemöglichkeiten auf Strasse und Schiene die Bergeshöhen als Ausflugsziele entdeckt wurden.

Architekt Pit Wyss aus Dielsdorf, ein fundierter Lägern-Kenner, schreibt im Inventar der möglichen Schutzobjekte der Gemeinde Boppelsen: «1865 wurde die Eisenbahnlinie nach Dielsdorf eröffnet, so dass Rundreisen Zürich-Dielsdorf – Marsch Lägern-Baden, Baden-Zürich beliebt wurden. Der Tourismus erforderte Verbesserungen und zusätzliche Angebote. Es entstanden Führer, Ansichtskarten, Panoramen und Foto mappchen. Ringger stach gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein sauberes Panorama der Lägern Hochwacht. Vor allem an Auffahrt und Pfingsten

fanden Massenwanderungen auf die Lägern statt. Es wurde getanzt, getrunken, gegessen. Die Nordostbahn setzte im 19. Jahrhundert schon Extrazüge ein. Während dem zweiten Weltkrieg, als die Grenzen geschlossen waren und kein Benzin für Ausflugfahrten vorhanden war, waren Lägern-Massenwanderungen an schönen Wochenenden zu beobachten.»

1885 erwarb der Wirt Daniel Romann aus Dachslern ein Patent und erstellte 1888 auf Staatsboden eine Wirtschaft. Es war eine Art gedeckte Gartenwirtschaft (der 1992 ersetzte Holzschopf westlich der heutigen Wirtschaft) und daneben ein kleines Officegebäude. Westlich davon befand sich ein grosser Brunnen mit «Cysterne» und ein separat stehender Abort. Hier begann Fritz Hofer mit dem Verkaufen von Getränken und Esswaren.

Fritz Hofer fing im Jahre 1892 mit dem Ausbessern der Strasse nach Regensberg an. Das Baugespann für die Errichtung der Wirtschaft «Zur hohen Wacht» wurde am 10. Juni 1893 im Lägernboten ausgeschrieben. Die «Hohe Wacht» hat er dann mit seinen Angehörigen bis 1895 fertig erstellt. Das massive Gebäude war ein dem damaligen Zeitgeschmack angepasster Wohnturm mit begehbarer Zinne und gemauerter Zinnenbrüstung. Wenig später wurde jedoch auf den würfelförmigen Bau das mit Ziegeln gedeckte Walm- oder Zeltdach aufgesetzt, da das Dach nicht völlig dicht war. 1899 ersuchte Kantonsrat Albrecht von Boppelsen im Namen von Friedrich Schibli, Bierbrauer in Otelfingen, den Staat, er solle ihm von



«Restaurant zur hohen Wacht» um 1910. Links Friedrich Hofer mit seiner Bumba.

seinem Besitztum verkaufen. Schibli wollte wahrscheinlich an Stelle des ersten Gebäudes von Daniel Romann eine zweite Wirtschaft auf der Lägern eröffnen. Dieser Landverkauf wurde vom Regierungsrat am 31. August 1899 abgelehnt, da die Signalstelle Lägern-Hochwacht ein trigonometrischer Vermessungspunkt erster Ordnung sei und nicht mit Bauten in der Nähe beeinträchtigt werden dürfe.

Die ersten Anbauten an das Restaurant erstellte Hofer dann im Jahre 1901. Zu dieser Zeit wurden auch die ersten Baubeschränkungen im Grundbuch des Notariats Dielsdorf eingetragen. Das Haus wurde zuerst um die heutige Eingangshalle nach Süden vergrössert. Später entstanden Anbauten nach Norden und wieder nach Süden. Die letzten Anbauten, die Seilbahnstation und die Stube in der Südostecke wurden erst ca. 30 Jahre später durch den damaligen Bergwirt Huber erstellt.

Einige Geometer deuteten im Sommer 1899 gesprächsweise an, dass nach den amtlichen Karten die Wirtschaft «Zur hohen Wacht» eigentlich nicht zu Regensberg, sondern zu Boppelsen gehöre. Mit Beschluss vom 6. August 1903 beschloss der Regierungsrat nach mehreren Augenscheinen die Hochwacht der Gemeinde Boppelsen zuzuordnen.

1906 liess sich Hofer vom Zürcher Architekten Jacques Gross, dem Erbauer des Grand-Hotel Dolder Zürich, ein Projekt für ein «Schweizerhaus» auf der Hochwacht erstellen. Ein im damals sich herauskristallisierenden Holzhausstil gestaltetes Gebäude. «Auf gemauertem Sockel aus Lägernsteinen ein chaletartiger Bau mit ca. 30 Betten und 2 Badezimmern.»

Friedrich Hofer war ein Sonderling. Dies machte die Hochwacht als Ausflugsziel wohl noch attraktiver. In kurioser Aufmachung unterhielt er die Gäste manchmal mit seiner «Bumba», einem selbstgebastelten Phantasieinstrument. Mit seinem Esel soll er tagelang herumgezogen sein. Er starb am 22. Mai 1923.

Die Zeit seines Nachfolgers, Bergwirt Hans Huber, ist einigen Bopplisern noch in guter Erinnerung, nicht zuletzt dank dem Wirken von Marie Erber, die von der Wirtschaft Albrecht auf die Lägern zog und dort als «Bergmarie» weitherum bekannt war. Sie war die gute Seele auf der Hochwacht, die alles im Griff hatte, auch die Gäste. Bei ihr traf sich die Bevölkerung rund um die Lägern und war dort gut aufgehoben. Wer das Portemonnaie zuhause gelassen hatte, musste trotzdem nicht verdursten: Die Zeche wurde aufgeschrieben, die «Bergmarie» traute ihren Gästen. Und jenem Gast, der abends die Wirtschaft einfach nicht verlassen wollte, richtete sie aus, es sei ein Telephon von zuhause gekommen, wo

eine Hamme den Kamin heruntergerutscht sei, worauf dieser die Wirtschaft in gestrecktem Galopp verlassen haben soll. «Chauff mer e Schoggi», war eine beliebte Aufforderung an ihre Gäste. Die geschenkte Schokolade ass sie aber nicht, sondern legte sie zu den andern ins Regal zurück, um sie weiterzuverkaufen.

Es wurde ein besonderes Getränk mit dem Namen «Reginaris» angeboten. Es war nichts anderes als Brunnenwasser. Berühmt war auch der sprechende Papagei mit dem Namen «Flora», der im oberen Stübli hauste und steinalt wurde.

Den Zustrom von unbeschwerten, fröhlichen Ausflüglern auf die Lägern machten sich die geschäftstüchtigen Bopplisser Knaben zu nutzen: Bis in die Sechzigerjahre führten sie an den fünf Sonntagen nach Ostern «Tätsch-Schüsse» durch. Dabei wurde im Dorf mit der Armbrust auf den «Tätsch», eine Zielscheibe auf einer mit Lehm gefüllten Kiste, geschossen. Doch kein Schiessen ohne Gaben. Um zu Bargeld zu gelangen, zogen sie im Dorf von Haus zu Haus und sagten artig ihre auswendig gelernten Sprüchlein auf, in der Hoffnung, einen Batzen zu erhalten. Doch weit ergiebiger war es, an einem schönen Sonntag auf der Hochwacht die Sprüchlein vorzutragen. So wurden dann die müden Wanderer von Regensberg auf der einen Seite und diejenigen vom Wehntal auf der andern Seite der Wirtschaft abgefangen:

«Kommt liebe Schweizer Brüder,  
und reichet uns die Hand.  
Wir wollen lernen schiessen,  
für's teure Vaterland.  
Drum gebt uns eine Gabe,  
wenn sie auch ist nur klein!  
Wir wollen dennoch dankbar,  
auch für die geringste sein!

Literarisch fast noch hochstehender war die andere Variante, die zur Auswahl stand:

«Lasst uns eine Gabe fliessen,  
dass wir lernen nach dem Ziele schiessen!  
Dass wir einst mit Männerhand,  
schiessen für das Vaterland!»

Dass solche Verslein ans Herz und somit auch ans Portemonnaie gingen, versteht sich. Mit reicher Beute – manchmal bis 50 Franken – zogen die Knaben am Abend jeweils ins Dorf hinunter. Um dem weiblichen Geschlecht gerecht zu werden, muss hier noch beigelegt werden, dass oft

auch die Mädchen den Zinnteller für die Gaben hinstreckten und die Verslein aufsagten, derweil die Knaben sich in der Wirtschaft einen Schleckstengel holten. Nehmen wir einmal an, dass die Mädchen davon auch einen Schleck erhielten.

In die Zeit von Bergwirt Huber fällt auch das Erlebnis von Hermann Schmid, während über 40 Jahren Zivilstandsbeamter und sogar während über 50 Jahren Steuerbezüger von Boppelsen, das er 1989 in der «Bopplisser Zytig» auf seine unverwechselbare Art erzählte:

*«En Fall vu Gäldwäscherei*

(nüme strafbar, scho lang verjährt)

Es isch eso ums Jahr 1936 bis 38 gsii, da han ich, s'Adame Hermann oder de Metzger-Hermi, amene trüebe, rägerische Maimorge en junge Muni zum Stall uus gnu, «an Hälsig gnu», wie mer gseid häd, zum en echli willig (zahm) z'mache. Min Vater, s Adame Metzger und ich, händ halt nie es Ross gha, mir sind armi Püürli gsi, woh händ müese froh sii, wänns öppe zwei, drü Chüeli gha händ, wo händ chöne zieh, oder ebe öppe en Muni, de säb hät ja kei Milch müese gäh.

Also bin ich a dem Morge nach em Znüni mit eme Muni am Hälsig losmarschiert, obe dur de Weidgang uus und dänn bini halt langsam übers Verlore-Hölzli uf d Hochwacht ue cho. Ich ha de Muni det bim Schüürli äne aapunde und bi i d Stuben ie. Es isch keis Bei da gsii ussert de Wirtslüt: de Hueber-Hans, sini Frau Mina und s Mari (s Berg-Mari). Ich ha grad törfe mitene zMittag ässe. Dänn hämer e paari trunke und plauderet, ich bi halt i säbene Jahre fescht uf der Hochwacht obe diheime gsii. De Hueberhans und s Mari händ mer na iri ganze Jahres-Stüüre zahlt, wämer doo bis Endi Mai zahlt häd, häd mer chönne Skonti abzieh. Mer händ do na kein Postcheck gha, alles isch na mit Bargäld zahlt worde. Ich ha dä ziemlich gross Gäldbeträg i minere Blusen ine versorget. Dänn hani mi langsam vu mine liebe Fründe verabschiedet. Es hät zimli starch agfange rägne. Ich ha min Muni abgelöst, han em de Hälsig um de Chopf ume gmacht, ha gseit „chumm“ und bi durab uf em diräkte Wäg uf Bopplisse. Es häd immer meh grägnert. De Muni isch schön hindermer nah gloffe bis i d Balleberen abe, dert häd er uf eimal nümme welle. Ich bi aber wiitergloffe und ha tänkt, er chömm ja scho wider. Won er aber eifach nüd cho isch, bin i zruigg, min Muni isch aber niene meh umegsii. Ich ha agfange suechen und rüefe. Es hät dert e ziemlich grosses Stuck Jungwuchs gha, e so mannshöchi Tannli, Förarli und Buechli. Ich ha dä Jungwuchs chrüz und quer dursuecht, immer meh isch es cho rägne, ich ha kein trochene Fade meh amer gha, a mini Banknote i der Blusen ine hani gar nümme tänkt. Und de Muni isch halt nümme fürecho. Ich han dänn s Sueche uufgää und

bi durab. Wonni unde bim Winistörfer (wo jetzt de Kunschtmaler Hählen diheimen ischt) zum Holz uus cho bi und s Dörfli gseh ha, bin i still gstanden und ha zuemer sälber gseit: Hermann, hani gseit, was machsch du jetzt für e Gattig, wännt hei chunnscht: am Morge furt mit eme Muni und bald z Nacht hei cho mit leere Hände! Ich ha umgchehrt und bi wider duruf i d Balleberen ue und ha wiiter gsuecht und es isch gar nüd lang ggange, hani dänn, o Glück, min Muni dert zmitzt im Steilhang ine zimli wiit obe gseh stah. Ich bin zuenem ane, ha de Hälsig uufglöst, hanen aber dänn nümme la gaa und bi mitem hei.

D Hunderternote vu de Stüüre vu der Hochwacht sind dänn allerdings imene missliche Zuestand gsii, wäsche hämers zwar nüd müesse, si sind scho gwäsche gsii, aber suscht echli sorgfältig behandle, am Schluss nachli mit em Glettyse! Dänn hämers versorget, i di säb Ovomaltinebüchs ie, wo währet 52 Jahre d Bopplisser Stüürkasse gsii isch».

1962 übernahm Fritz Meier von Buchs das Restaurant. Er liess durch Pit Wyss, Architekt, Dielsdorf Aufnahmepläne und ein Umbauprojekt erstellen und ausarbeiten. Das von der Kantonalen Finanzdirektion bewilligte Projekt wurde aber nicht ausgeführt.

Seit 1967 gehört die Lägern-Hochwacht Hans Maurer aus Adlikon.

Werner Wegmann

# Die Gemeinde Buchs

Fläche des Gemeindebanns 584 ha

Einwohnerzahl (Ende 1992) 3628  
(1920) 533

**Bedeutung des Dorfnamens:**

Ein grüner Buchsbaum auf gewachsenem Boden und vor goldenem Hintergrund ziert das heutige Buchser Gemeindewappen. Der Buchsbaum findet sich erstmals 1719 in einem auf den Ort bezogenen Wappen. Der Ortsname scheint in der Tat auf den Buchsbaum zurückzuführen zu sein. Der Buchsstrauch, lateinisch *Buxus*, war ursprünglich im Mittelmeerraum heimisch und wurde von den Römern auch in unsere Gegend gebracht. In ihren kunstvollen Gärten verschönerten die Römer die Beete mit Buchs. Die Anwesenheit der Römer in Buchs ist vielfach bezeugt, so durch den römischen Gutshof in den Murächern (ausgegraben). Zum erstenmal erscheint der Ortsname in einer St.Galler Urkunde von 870 als «Puhsaha».

## Lage im Furttal

Mitten im Furttal, am Ausläufer der Jurakette liegt das Dorf Buchs, unterhalb der Lägern, eingebettet zwischen den Dörfern Boppelsen, Oteltingen im Westen und Regensdorf im Osten. An der schönen Hanglage der Lägern erstreckt sich das Dorf weit über das Furttal, unterbrochen vom Furtbach, bis zum südlich gelegenen Dällikon.

## Geschichte

In der Römerzeit gewann Buchs durch die Hauptverkehrsstrasse, die am Fusse der Lägern von Windisch nach Arbon verlief, und durch den Bau eines römischen Gutshofes an Bedeutung. Buchs kann sich als einzige Ortschaft etymologisch auf lateinischen Ursprung berufen. Die umliegenden Gemeinden deuten auf ehemals alemannische Besiedlung hin.

870 wurde das Dorf Buchs erstmals urkundlich erwähnt.

Im Mittelalter teilten sich vornehme Geschlechter, Klöster und Kirchen in die politische, wirtschaftliche und richterliche Gewalt. Zu Beginn gehörte Buchs zum Stammsitz der Regensberger.

Die Kirche in Buchs wurde im 13. Jh. erbaut. 1302 kamen die niedrigen Gerichte an die Habsburger. 1344 wurde die Mühle in Buchs erstmals erwähnt. 1351 erwarb die Stadt Zürich das ganze Furttal. Buchs gehörte bis 1798 zur Landvogtei Regensberg. 1803 – 14 kam Buchs zum neugebildeten Oberamt Regensberg, 1831 zum Bezirk Dielsdorf.

Die Bewohner von Buchs betrieben Ackerbau, Viehzucht und Weinbau. Nach dem ersten Weltkrieg wurde das versumpfte Tal entwässert. Durch die Zunahme der Bautätigkeit seit 1960, vor allem in der Industriezone, wuchs Buchs mit Dällikon zusammen.

1877 wurde die Bahnlinie Bülach-Wettingen gebaut, 1968 definitiv aufgehoben. 1898 entstand ein Quarzsandbergwerk, wo im Stollenbau untertags abgebaut wurde.

### **Sehenswürdigkeiten**

Römischer Gutshof: einzigartige Wandmalereien.

Quarzsandbergwerk: diverse Skulpturen an den Stollenwänden.

### **Verkehrswesen:**

SBB: S-Bahn Linie S6, Bahnhof Buchs-Dällikon.

1 Regionalbuslinie.

### **Handel/Gewerbe/Industrie:**

132 Arbeitsstätten mit 1312 Beschäftigten.

Zum Handel gehören:

Autogaragen, Auto-Ersatzteillager, Holz, Büromaterial, Bauwerkzeuge.

Folgende Gewerbe sind erwähnenswert:

Gemüseanbau, Landwirtschaft, div. Gärtnereien, Schreinereien, Küchenbau, Sanitär-Heizung, Baugeschäfte, Bettwaren, Papeterie, Schönheitssalons.

## **Schulen:**

Neben den Dorfschulen (Primarschulhaus Zihl und Primarschulhaus Zwingert z. Zt. im Bau) steht auch das zur Oberstufenschulgemeinde (Regensdorf, Buchs, Dällikon) gehörende Schulhaus Petermoos auf Buchser Boden.

## **Kirche:**

Buchs bildet eine reformierte Kirchgemeinde. Die Kirche ist zuerst 1250 nachgewiesen. Die Kollatur stand zuerst den Regensbergern zu, dann seit 1314 dem Johanniterhaus Bubikon, seit 1618 der Stadt Zürich.

Die jetzige Kirche wurde 1631 gebaut, 1713 erneuert.

Buchs gehört zur katholischen Kirchgemeinde Regensdorf.

## **Restaurants** (insgesamt sechs):

Zum Bergwerk, Brunnenhof, Buurehus-Country Ranch, Frohsinn, Linde und Weinberg.

## **Vereine:** 12

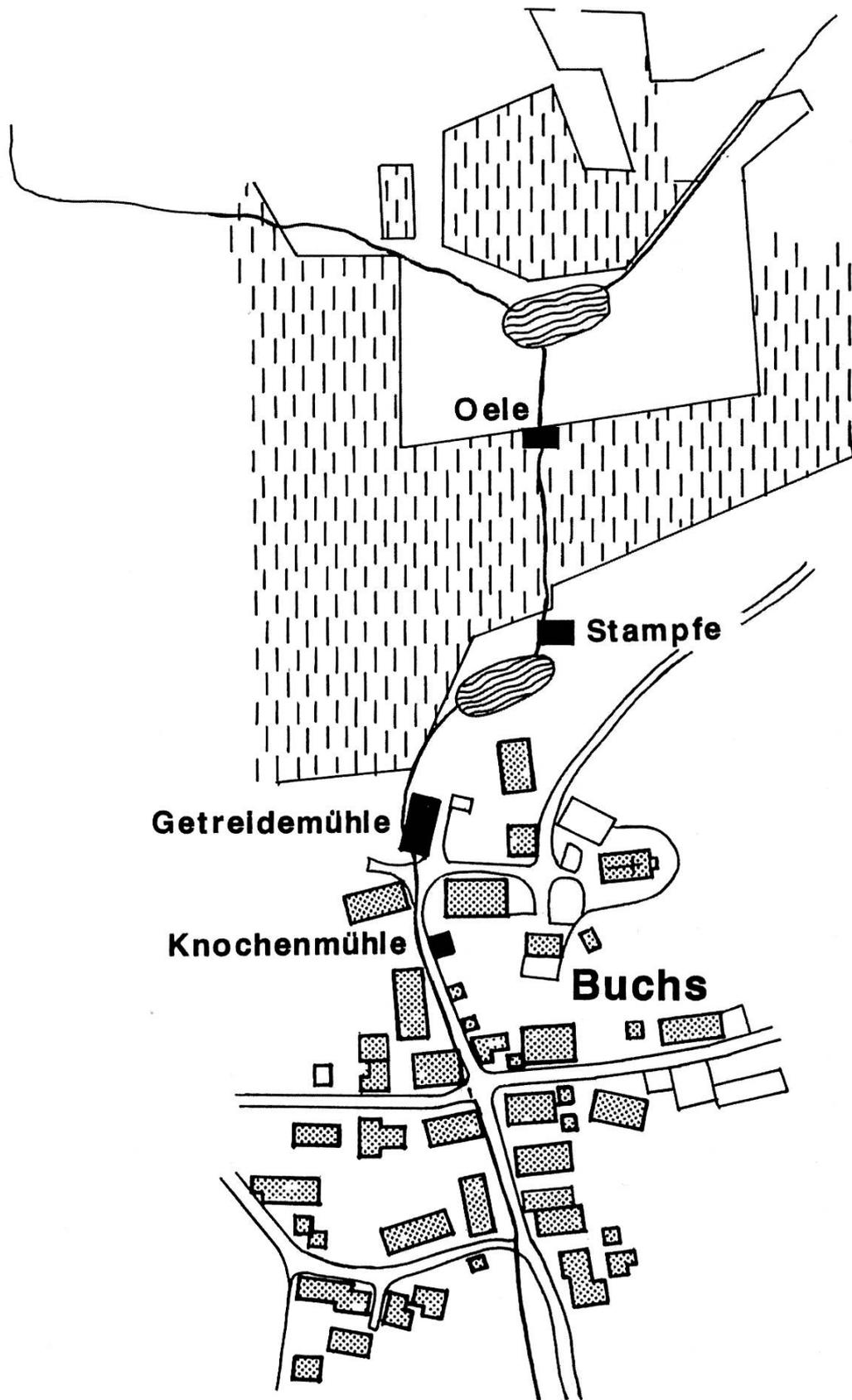
Buchs zählt zu den schnell wachsenden Dörfern des Furtttals. Durch den stetigen Bau neuer Wohnungen kommen viele Neuzuzüger mit Kindern. Die benötigte zusätzliche Infrastruktur kann die Gemeinde zur Zeit nicht in ausreichendem Mass zur Verfügung stellen. Es mangelt vor allem an Schulraum. Die Wasserversorgung und Abwasserreinigung benötigen den entsprechenden Ausbau. Auch fehlt noch ein Gemeindezentrum.

---

## **Die Mühlen in Buchs**

Das Zürcher Unterland galt im Mittelalter als Kornkammer des Kantons. Im Furttal war der Getreideanbau nebst dem Weinbau eine der wichtigsten Einnahmequellen. Alle Dörfer des Tales besaßen eine oder mehrere Mühlen.

Meistens waren die Mühlen mit anderen Wasserwerken verbunden: wie Ölmühle, Säge, Hanfreibe, Stampfe und landwirtschaftliche Betriebe. In Buchs entstanden vier Mühlen: die Getreidemühle, die Knochenmühle, die Stampfe und zuletzt die Öl- und Gewürzmühle.



*Abb. 1*

*Die Standorte der vier Mühlen in Buchs. Aus der Wild'schen Karte von 1856.*

Die verschiedenen Mühlen wurden, um den schwachen Wasserfluss voll auszunützen, in grossen Abständen hintereinander angeordnet.

## 1. Die Getreidemühle

Im Mittelalter waren Klöster, Grund- und Lehenherren die Besitzer, die die Mühlen verpachteten.

Am 24. Januar 1344 galt die Tochter Johannes des Friesen als Lehensbesitzerin der Mühle. Am 18. April 1344 verkaufte sie die Lehenschaft an Konrad von Falkenstein, Komtur des Johanniterhauses Bubikon.

Da Mahlzwang bestand, durfte nur in der zugeordneten Mühle gemahlen werden. Die Reihenfolge der Mahlgäste war:

1. der Grundherr, 2. der Meier, 3. der Keller, 4. die Hofleute, 5. die Bauern.

Das Wassernutzungsrecht war durch alte Gewohnheiten oder durch ein bewilligtes Recht bestimmt und spielte eine wichtige Rolle.

Das Holzrecht war Realrecht des Müllers. Für Reparaturen konnte der Müller im herrschaftlichen Wald Holz schlagen.

Das bewilligte Recht wurde Ehehafte, das Gewerbe Ehehaftgewerbe genannt. Ehehaft ist ein Nutzungsrecht, das an einem bestimmten Gebäude haftet.

1597 wurde dem damaligen Müller in Buchs, Blässi Neeracher, die Holznutzung nach einem Streit nur noch unter Aufsicht des Holzvorstehers bewilligt.

Was dann uff diß alles Blässi Neerachern, den müller zu Büchs, ald nachkomende besitzere syner mülli belanget, söllend dieselbigen fürbaß weder wenig nach vil holtzes zum mülligschir in der gmeind höltzeren hin und wider eigens willens und gfallens hauwen nach fällen, sonder wann sy holtzes zun kennern, roderen, wendelböumen und anderen zum mülligschir dienstlichen sachen bedürffend und notwündig werdend, sy jederzyt die dorffmeiger ald geschwornen hierumbe ansprüche, wëlliche dann einem jeden innhaber derfölbigen mülli zur erhöüschenden nothurfft in bysyn des holtzvorfters an unschädlichisten orten holtzes gnüg zü vorgemelten stucken und sachen zü zeigen und ze geben sich nit verweigeren.

Und sittenmal ein jeder müller deß orts gar dhein rächtsammi zum brännholtz gügen der gmeind hat, wellend wir einer gmeind vergundt haben, so ein müller sy umb brännholtz fründtlichen bittet, daß sy imme uß fründtschaft und keiner gerächtigkeit — in anlüchen er lüch sonster kümerlichen beholtzen kan — etwas brennholtzes mittheilen mögind.

*Abb. 2 Aus der Offnung von Buchs, vom 13. April 1597.*

Die meisten Mühlen waren Lehensmühlen. Durch Lockerung der Grundverhältnisse und Abschaffung der Leibeigenschaft wurden die Landmüller freier. Es entstanden viele neue Mühlen. Dadurch liessen die einen mangels Interesse ihre Mühlen verlottern. Häufig fanden die zur Verfügung gestellten Mühlen keine neuen Lehensleute. So wurden die Mühlen auf Lebenszeit oder erblehensweise dem Müller überlassen, wenn sie die Mühlen wieder instand stellten.

Es entstanden eigentliche Müllerdynastien, die sich von Generation zu Generation vererbten. Nach einer Müllerordnung durften nur noch gelernte Handwerker den Beruf des Müllers ausüben.

Die Mühlen waren damals Mittelpunkt des Verkehrs, und man traf stets Leute dort an. Ein Stück Volksleben spielte sich da ab, wo auch die vielbesungenen Müllerlieder entstanden.

### **Die Mühle**

1618 erwarb die Stadt Zürich das ganze vom Obmannamt verwaltete Besitztum des Johanniterhauses Bubikon, darunter auch den Kirchensatz und Zehnten von Buchs mitsamt der Mühle.



*Abb. 3*

Der Standort der alten Mühle kann heute nicht mehr genau bestimmt werden. Es ist anzunehmen, dass er sich mit der Lage des heutigen Mühlengebäudes deckt. Dieses liegt an der Oberdorfstrasse Richtung Kirche, auf der linken Seite der Kurve, wenn man von Süden kommt. Es wurde mit Wohnhaus und landwirtschaftlichem Nebengebäude 1735 von Müller Mathias Schlatter erbaut. Die Jahrzahl kann man an einem Fenstersims entdecken, wo die Initialen der Familie Schlatter eingeritzt sind:

«A.D.1.7.H.I.S. H.M. ... Z.B.V.A.S.M.3.5».

Auch am Holzstud im Mühlenraum ist das Wappen Schlatter (Vogel und Mühlrad) zusammen mit dem Wappen Baumgartner (Stern über Dreieck) eingeschnitten. Über beiden Wappen schwebt eine Krone, dabei finden sich die Namen «Hs.Jakob / Schlatter A S und Anna Baum-/ gartner» eingeritzt.

Die Mühle selbst wurde mit einem grösseren Getriebe, den Wellbäumen und Kammrädern aus Holz sowie zwei oberschlächtigen Rädern angetrieben. Beim oberschlächtigen Rad gelangt das Wasser von oben aus einem Kännel auf das Mühlrad.

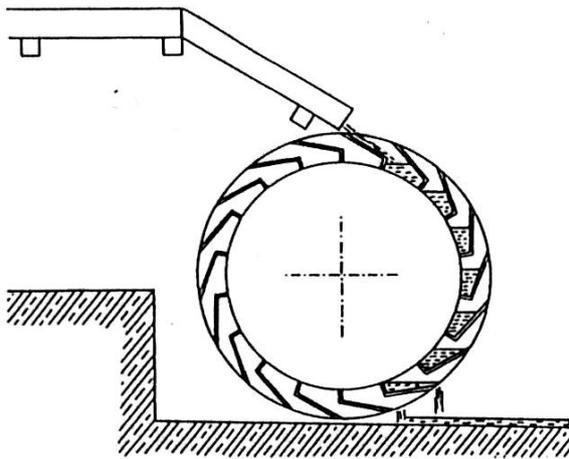


Abb. 4

Oberschlächtiges Mühlrad

Die Mühle blieb durch Generationen im Besitz der Familie Schlatter.

1869 wird die Mühle an Mathias Maurer, alt Präsident, verkauft. Ein Getriebe wird abgetragen und eine Turbine mit einem aufrechtstehenden Wellbaum und Kammrädern aus Eisen neu erstellt.

1876 ist die Garantiegenossenschaft Besitzerin.

1877 Durch den Bau der Bahnlinie Bülach – Wettingen entsteht ein Einschnitt dem Mühleweiher entlang. Der Bach muss kanalisiert werden. Mit einer Druckleitung auf die Turbine wird die Maschine neu angetrieben.

1886 erwirbt Jakob Brunner, Seckelmeister, die Mühle.

1890 Die Turbine mit vertikalem Wellbaum, Kolben und Riemenscheibe wird neu erstellt.

1893 entsteht bei Hans Brunner, Gemeindeammann, ein Brandschaden.

- 1901 wird die Turbine mit vertikalem Wellbaum, der Riemenscheibe und einer Abstellvorrichtung neu erstellt.
- 1905 tritt Karoline Brunner-Schmid als Besitzerin auf.
- 1928 wird die Mühle unter Hans Brunner, Bauer, mit seinem Bruder Fritz, Müller, weitergeführt.
- 1948 wird die Mühle modernisiert. Die Söhne Hans Brunner, Bauer, und Alfred Brunner, Müller, arbeiten weiter in der Mühle und dem landwirtschaftlichen Betrieb. Sie betreiben eine Kundenmüllerei, zu der die Bauern ihre Frucht zum Mahlen für ihren Eigengebrauch bringen. Zeitweise holt der Müller das Korn und bringt das Mehlgut dem Kunden zurück.  
Bis ca. 1960 fahren die Brunners noch mit Ross und Wagen zu den Kunden.
- 1985 kommt das Ende für den externen Mahlbetrieb. Bei einer Abstimmung hebt man die Mahlpflicht der Landwirte auf. Sie können nun direkt das Getreide abliefern.

Heute rentiert die Mühle nicht mehr. Sie ist wie viele andere in ihrer Existenz bedroht. Somit verschwindet langsam aber sicher eines der ältesten Handwerke.

Die Anzahl der Bauernfamilien mit Selbstversorgung ist zurückgegangen. Viele Einwohner kaufen das Mehl im Laden und wissen gar nicht, dass im Dorf noch ein Müller ist, wo man Mehl und Futtermittel kaufen kann.

Viele Mühlen leben heute als Museum wieder auf und werden für interessierte Besucher laufen gelassen.

## **2. Die Knochenmühle**

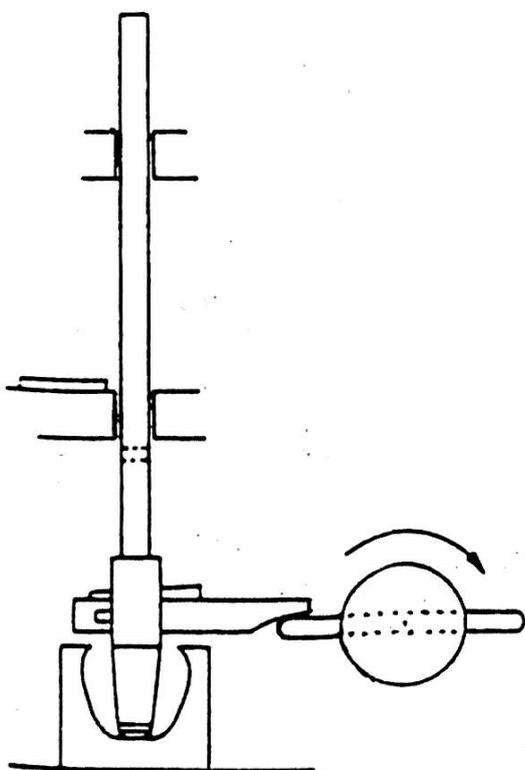
Die Beinmühle, «altes Mülleli» genannt, stand etwas unterhalb der Getreidemühle und wurde 1795 vom Müller Schlatter gebaut. Im Innern auf einem Sockel waren die Initialen «M ISI» und die Jahreszahl (Baujahr) zu erkennen; auf einem weiteren Sockel war ein Mühlrad eingehauen. Es muss sich um eine Mühle mit horizontal gelagertem Mühlstein gehandelt haben. Die Mühle wurde zur Verfeinerung des grob gestampften Knochenmehls benutzt. Das Knochenmehl war ein beliebtes Düngemittel, wurde aber auch als Futterbeigabe und zur Produktion von Leim und Seife verwendet.

- 1813 Mathias Schlatter baut die Beinmühle. Ein grosses Getriebe, ein überschlächtiges Rad, der Wellbaum und Kammrad von Holz betrieben die Mühle.
- 1848 Daniel Schlatter, Müller
- 1873 gehört die Mühle Mathias Maurer
- 1886 Jakob Brunner, Seckelmeister und Müller

1893 Johannes Brunner, Gemeindeammann  
1905 Karoline Brunner  
1922 Hans Brunner

Leider wird die Beilmühle nicht mehr gebraucht. Man liess das «alte Mülleli» leer stehen und allmählich verlottern. Humbert Schmid konnte sich noch erinnern, wie er als kleiner Bub in dieser zerfallenen Mühle gespielt hatte.

An einer Gemeindeversammlung vom 14. Nov. 1986 wurde der Kredit von Fr. 90000.– zur Sanierung der Knochenmühle abgelehnt, worauf die Knochenmühle bei einer Zivilschutzübung 1988 abgebrochen wurde. 1989 entstand an derselben Stelle ein neues Einfamilienhaus in den gleichen Massen.



### 3. Die Stampfe

Nebst all den zur Getreidemühle gehörenden diversen Mühlegebäuden, muss auch die Stampfe erwähnt werden. Die Stampfe diente hauptsächlich zum Enthülsen der Gerste. Eine für die damalige, vielgegessene Gerstensuppe notwendige Arbeit. Daneben schälte man Hirse, bleute oder bokte Hanf und zerkleinerte Knochen.

Die Stampfe in Buchs befand sich am oberen Ende des Mühleweihers.

Abb. 5 Stampfe mit Stabstössel

### 4. Die Öl- und Gewürzmühle

Etwas weiter oben am Dorfbach gelegen, baute der Müller Mathias Schlatter, Inhaber der Stampfe und der Knochenmühle, 1834 eine Ölmühle, «Schrauben Öle» genannt.

Die Mühle wird von einem grossen Getriebe, einem überschlächtigen Rad, einem Wellbaum und Kammrad aus Holz angetrieben.

1848 wird die Öle von der Getreidemühle getrennt. Jakob Schlatter, Gemeindeammann, ist nun der Besitzer.

1867 kommt die Mühle an Rudolf Vogel. Wohnhaus, Säge und Schleife werden dazugebaut. Karl Vogel sen. erinnert sich noch, dass sein Grossvater die Säge und Schleife geführt hat.

- 1884 übernimmt Johannes Ludwig Zweidler die Liegenschaft.  
 1890 Die Gebrüder Adolf und Johannes Zweidler sind Eigentümer.  
 1893 Jakob Zweidler  
 1895 Jacques G. Guggenheim  
 1910 Karl Raas, Schlosser Emil Wirz  
 1915 Adolf Jenny von Zürich  
 1915 Berta Hollenstein. Von nun an bleibt die Öle im Besitz dieser Familie.  
 1922 erfolgte der Umbau mit Aufstockung des Hauses.  
 1949 wird die ehem. Öle zur Gewürzmühle umfunktioniert, wozu sie auch heute noch ab und zu dient.

### **Öl (Speiseöl), ein lebenswichtiger Saft**

Die in der Öle verarbeiteten Ölfrüchte wurden für den Eigenbedarf der Bauern gebraucht, einen allfälligen Ueberschuss verkauften oder tauschten sie um.

Die Samen von *Raps*, *Lein* (Flachs) und *Mohn* wurden zuerst gemahlen, dann gepresst. Der blaublühende Flachs liefert nicht nur die Leinenfasern, sondern auch ein aus Samen gewonnenes Leinöl, das früher vielfach zur Herstellung von Öl- und Druckfarben diente.

Das Hanf- und Leinöl wurde auch in Tonlichtern angezündet und spendete der Bäuerin ein schwaches Licht beim Spinnen.

Die *Baum- und Haselnüsse* wurden selbst zuhause von den Schalen befreit, und anschliessend zu Öl gepresst.

Die *Buchennüsse* brachte man zuerst zum Entschälen (Rellen) in die Getreidemühle.

Den beim Ölen zurückgebliebenen «Kuchen» genossen die Kinder als Leckerbissen.

Mit dem Bau der ersten Eisenbahnen tauchten neue, billige Produkte auf und verdrängten die einheimischen, wie z.B. das Petroleum das Rapsöl, Baumwolle die Leinen. Palmöl, Olivenöl und Erdnussöl kamen neu dazu. Viele Ölen mussten schliessen. Während den beiden Weltkriegen erinnerte man sich aber wieder der einheimischen Ölpflanzen. Die alten Ölmühlen wurden erneut in Stand gestellt.

In Buchs wurde noch jahrelang Öl gepresst. Die Öle war bekannt, weil auch Zimt, Pfeffer und andere Gewürze gemahlen wurden.

### **Bemalte Bauernsäcke**

Das Korn wurde von den Bauern in eigenen Säcken in die Kundenmühle gebracht. Die Säcke wurden aus Hanf, wenige aus Flachs (Leinen) hergestellt.

Es handelt sich um 1 – 2 Meter lange und ca. 60 cm breite Säcke, mit einem Zipfel am offenen Ende. Der Zipfel «das Ohr» war mit einer durchgezogenen, gewöhnlichen Schnur versehen, zum Verschluss.

Weil jeder sein eigenes Mehl zurückhaben wollte, mussten die Säcke bezeichnet werden.

In der Regel waren sie mit dem Namen und dem Wohnort des Besitzers, der Jahreszahl und oft dem «Bauernzeichen» versehen. Die Bauernzeichen waren keine Familienwappen, sondern Handwerkszeichen oder zufällige Zeichen.

Meistens wurden die Frucht- oder Mehlsäcke mit schwarzer, seltener mit roter Farbe bemalt oder bedruckt.

Im Furttal gab es einen eigenen Sackmaler.

Die Furttalsäcke sind 1840 – 60 mit zierlicher Schnörkelschrift versehen worden.

1860 – 70 weisen sie ornamentale Formen (Tulpenornamente) auf, danach wurden die Säcke mit harten, dicken, einförmigen Schriften und Dekorationen versehen.

Später wurden Schablonen angewandt, es entstanden schematische, gotische Zahlen und Ornamente.

Ursula Maurer

Abb. 6      *Getreidesack aus der Getreidemühle Buchs*



von vorne

von hinten

# Die Gemeinde Dällikon

Dällikon liegt 438 m ü.M. am Nordfuss des Altbergs zwischen Regensdorf und Dänikon und umfasst eine Grundfläche von 438 ha; davon sind 137 ha Wald, 221 ha Landwirtschafts- und 80 ha bebautes Gebiet. Ende 1993 zählte die Gemeinde rund 2700 Einwohner, siebenmal mehr als im Jahre 1960.

Wie andere Dörfer des Furttals war Dällikon nach dem Abzug der Römer eine Siedlung der Alemannen, nach deren Sippenführer Tello es seinen Namen erhielt; als «tellinghovon» (bei den Höfen des Tello) ist es erstmals im Jahr 870 in einer Urkunde erwähnt. Damals übertrug ein alemannischer Grossgrundbesitzer dem Kloster St. Gallen Ländereien rechts der Limmat und im Furttal. Nach 870 hatten die Freiherren von Regensberg Grundbesitz bei uns, ferner das Fraumünsterkloster in Zürich, die Klöster Muri und Fahr sowie die Abtei Einsiedeln, die Propstei zum Grossmünster und das Nonnenkloster zum Oetenbach.

Im Jahre 1468 fiel Dällikon als Bestandteil der Herrschaft Landenberg-Greifensee durch Kauf an Zürich und blieb bis 1798 der Obervogtei Regensdorf zugeteilt. Über die Bezirke Bülach (1803) und Regensberg (1815) gelangte es schliesslich 1871 zum heutigen Bezirk Dielsdorf.

Mit dem Nachbardorf Dänikon bildete Dällikon bis 1843 eine einzige politische Gemeinde; 1876 wurde auch die gemeinsame Schule getrennt, dagegen hat sich die reformierte Kirchgemeinde Dällikon-Dänikon bis heute halten können.

Bis Ende der fünfziger Jahre war Dällikon ein Bauerndörfchen mit einer über Jahrzehnte konstanten Bevölkerungszahl zwischen 300 und 400 Einwohnern. Bekannt wurde es in den Jahren 1943 bis 1964 als Zentrum der Segelfliegerei; im Gegensatz zu den heutigen lauten Brummern aus Kloten schwebten die Segler aber lautlos über dem Tal. In den sechziger- und siebziger Jahren setzte bei uns im Sog von Zürich und Regensdorf eine fast fieberhafte Bautätigkeit ein, und die Industrie dehnte sich über Regensdorf ins Furttal aus. Interessant wurde Dällikon ab 1963 für junge Unternehmer, als die Gemeinde begann, Industrieland im Baurecht abzugeben und sich damit langfristig namhafte Zinseinnahmen sicherte. Als die Landreserven 1989 ausgebuht waren, zählte man 24 Betriebe auf 14 ha gemeindeeigenem Land.

Unsere Gemeinde kann nicht mit glanzvollen Sehenswürdigkeiten aufwarten, aber für Kenner gibt es neben der schönen Kirche einige schüt-

zenswerte Häuser. Vor allem schätzen wir die nahen Wiesen und Felder und den herrlichen Wald am Altberg.

Zu einer regen Tätigkeit der fast 20 Vereine trägt seit 1979 das Mehrzweckgebäude bei, in dem sich ein grosser Saal, eine Bibliothek, eine Turnhalle und ein Hallenbad befinden.

In den frühen achtziger Jahren galt Dällikon wegen der vielen Zu- und Wegzuger als Durchgangsgemeinde. Dank S-Bahn und einem neuen Bus-Konzept im Furttal hat sich das Dorfimage in den letzten Jahren wesentlich verbessert. Zu den Aufgaben, mit denen sich der Gemeinderat seit Jahren befasst, gehört die Planung der Dorfplatzüberbauung. Wie der Platz sein Gesicht in den letzten 170 Jahren verändert hat, versucht der folgende Beitrag darzustellen.

---

## **Der Dorfplatz in Dällikon**

von 1826 bis heute

Zum Glück sind uns zwei Dokumente erhalten geblieben, die belegen, wie der Dorfplatz von Dällikon vor rund 160 Jahren ausgesehen hat. Das ältere Zeugnis, eine aquarellierte Tuschfederzeichnung aus dem Jahre 1826, hält den östlichen Teil mit der Kirche fest, das jüngere Zeugnis ist der Bericht eines Jünglings aus der Zürcher Altstadt über seine Ferien in Dällikon um 1845.

Auf dem Bild, das zum Nachlass des 1992 verstorbenen Hafnermeisters Fritz Gisler gehört, ist uns vor allem die *Kirche* vertraut, denn sie hat sich äusserlich seither kaum verändert. Noch ist im Giebelfeld auf der Westseite unter dem Klebdächlein ein Rundbogenfenster zu sehen, darunter – von der Linde etwas verdeckt – das Eingangsportal. Das Dächlein hat man 1897 entfernt, und das Rundbogenfenster wurde erst anlässlich der Renovation in den Jahren 1951/52 zugemauert.

Auf der Vorderseite des Turms fällt das dunkle Quadrat auf, in dem sich das Zifferblatt der Uhr befindet. Auf der Südseite liegen Zeiger und Schallöffnung in einem dunkeln Rechteck, unter dem man eine Sonnenuhr erkennt, über deren Schicksal aus den Protokollbüchern des Stillstands – also der Kirchenpflege – bis jetzt nichts zu erfahren war.

Hinter der Kirche erkennt man das frühere *Pfarrhaus*, um 1826 bewohnt von Pfarrer Johann Georg Schulthess. Von dessen Neffen, dem späteren Zürcher Verleger Friedrich Schulthess, ist der erwähnte Bericht über seine 1845 in Dällikon verbrachten Ferien erhalten geblieben. Der junge Mann beschrieb Dällikon mit folgenden Worten:

«Grossbauern gab es in Dällikon keine, wohl aber mittlere und kleine. Die Zahl der wirklich Armen war eine geringe. Die Tracht war bei den Männern sozusagen verschwunden, bei den Frauen und Mädchen teilweise noch vorhanden. Dem besonders stark vertretenen Geschlechtsnamen Meier wurden Zunamen beigelegt, so z.B. sprach man nur vom Brenner-Ruedi. Damals war ein Meier, einer der wohlhabendsten Bauern, Gemeindepräsident... Zu unterst im Dorf, gegen Buchs, bewohnte die Familie Bräm ein grösseres Doppelhaus; zwei Söhnchen wurden später Lehrer am Zürichsee; das Töchterchen Rägeli wurde nachmals die Gattin des Jokebli» [Sohn der alten Witwe im Haus neben dem Schulhaus].



Abb. 1

Aquarellierte Federzeichnung von 1826. (Foto Schweiz. Landesmuseum).

Über das Pfarrhaus, das um 1856 so baufällig wurde, dass man es nebst Scheune durchgreifend renovieren musste, schreibt Friedrich Schulthess:

«Das neben der Kirche stehende Pfarrhaus mit angebauter Stallung war alt, aber ziemlich gross und wohl unterhalten; im Erdgeschoss befand sich links die Studierstube des Geistlichen, neben ihr ein grösseres Schlafzimmer, in dem jeweils meine Wenigkeit und mein verstorbener Vetter Hans untergebracht wurden...

*Im ersten Stockwerk lag über der Studierstube die getäferte Wohnstube mit einem grossen hellblauen Kachelofen; im zweiten Stock war die geräumige, selten benutzte Visitenstube (genannt Saal), die mit zwei gut gemalten Porträts der Eltern der Pfarrfrau geschmückt war. Vor dem Hause links lag ein Blumengarten mit einem Hühnerhof, sowie einem prächtigen Quittenbaum, rechts ein Gemüsegarten mit einem Pavillon und hinter dem Hause ein grosser schöner Baumgarten, der vom Pfarrherrn gelegentlich zugekauft worden war».*

Ganz links auf der Handzeichnung von 1826 sehen wir den Eingang zum ersten *Schulhaus* aus dem Jahr 1641, dem Vorgänger des heutigen alten Schulhauses von 1836; es soll die Lehrer wegen der niederen Schulstube bedrückt und beengt haben.

Ist das Riegelhaus hinter dem Schulhaus nicht das Haus, in dem später das Dorflädeli von Marta Zaugg untergebracht war? Nein, der auf der Zeichnung festgehaltene Bau brannte nach Angaben des Notariats Dielsdorf im Herbst 1827 ab; nur kurze Zeit danach baute ein Herr Meier das heutige Haus, in dem Frau Zaugg noch wohnt.

Das Haus links im Hintergrund (heute Sitz der Familie Rudolf Schmid-Bräm) gehört zur Doppelbehausung, deren erste sichtbare Hälfte vermutlich um 1820 gebaut wurde, die zweite dreissig Jahre später.

Besonders vertraut ist uns auf dem Bild der *Dorfbrunnen* mit der Jahreszahl 1791. Wie bei den andern Brunnen mussten die Anwohner bei ihm bis 1877 das für den Haushalt benötigte Wasser holen.

Idyllisch mutet das Leben auf der Kreuzung an: Völlig ungestört sind der Rebbauer und der schwarzgekleidete Herr aus der Stadt (oder ist es der Pfarrer?) in ein reges Gespräch vertieft. Was mag der Herr in Stadtracht Neues berichten? Vielleicht hat er etwas über den ersten Eisenbahntunnel in England erfahren oder über die Rede des 80jährigen Pestalozzi vor der Helvetischen Gesellschaft. Auch die Tochter am Brunnen spitzt die Ohren, derweil sie ihren Zuber wäscht. Vom Rebbau ob dem Dorf zeugen die Tansche am Rücken des Landmannes und die Gefässe beim Brunnen sowie links vor dem Bauernhaus.

Der Neffe des Pfarrers erzählt noch, auf dem Käsbissenturm der Kirche habe sich damals ein Storchennest befunden. Auf der Zeichnung ist davon nichts zu sehen, aber verbürgt ist, dass sich Störche bei ihrem Einzug ins Furttal auf dem First des Kirchturms niederliessen, bevor sie zu ihrem vertrauten Nest in Buchs hinüberflogen. Nach der Melioration des sumpfigen Furttals mussten die Störche andernorts nisten, um ihre Jungen mit Fröschen versorgen zu können.

## **Das Schulhaus von 1836**

Neun Jahre nach der Entstehung unserer Zeichnung erlebte der Dorfplatz eine bedeutsame Erneuerung: Die kleine Bauerngemeinde beschloss im Jahre 1835 – nach «massivem Druck von oben» – ein neues grosses Schulhaus mit einem hohen, hellen Schulzimmer zu bauen, wo man in strengen Wintern, wenn die Kirche kalt und feucht war, auch Gottesdienste abhalten konnte.

Gross war der Einsatz der Dälliker, die das nötige Baumaterial im Winter vom Steinbruch beim Hörnli per Schlitten zum Bauplatz hinunterschleiften und herrichteten. Auch die Schwestergemeinde Dänikon soll den Bau mit Holz- und Steinmaterial gefördert haben. Wie sorgfältig die Steine damals von den Maurern aufeinandergeschichtet worden sind, konnte man im Sommer 1993 – also 157 Jahre später – bei Sanierungsarbeiten nach dem Abklopfen des Verputzes feststellen.

Die Aufrichte war mit einem Jugendfest verbunden. Am 20. November 1837 feierte Gross und Klein die Einweihung des neuen Schulhauses. Wie viele Mädchen und Buben mögen in den folgenden Jahren bis zum Bau des ersten Leepünt-Schulhauses von 1969 hier zur Schule gegangen sein!

Das für hundert Kinder berechnete Zimmer im ersten Stock war so gross geplant, dass man es nach 1864 verkleinern konnte, um einen Nebenraum für die Nähschule zu gewinnen. Ferner stellte man den hohen Kachelofen vorne hinter das Lehrerpult und die Wandtafeln. Dahinter kam ein Heiz- und Materialraum, das legendäre «Chücheli», von dem aus der Ofen nun zu beheizen war, ohne dass man das Schulzimmer betreten musste.

## **Der Dorfplatz um 1899**

Im Vergleich zur Zeichnung aus dem Jahr 1826 scheint sich 73 Jahre später auf dem Platz wenig verändert zu haben. Gute Beobachter stellen aber fest, dass auf der Westseite der bewimpelten Kirche das Klebdächlein verschwunden ist, vermutlich zwei Jahre zuvor bei der grossen Kirchenrenovation. Ferner ist der Dorfbrunnen bei der Vergrösserung des Platzes etwas zurückversetzt und um 180° gedreht worden.

Anstelle des abgebrannten Schopfes rechts aussen ragt nun die Westfassade des Hauses Rüegg (Wöibelhuus) ins Bild. Hinten sichtbar ist die grosse Scheune von Gemeindeschreiber Heinrich Schmid-Wuhrmann.

Und wieder dieses uns ungewohnte familiäre Zusammenstehen auf der Kreuzung! Alle Personen sind sonntäglich gewandet, die Männer in schwarz mit obligatem Hut, schwarzer Kravatte oder Schlips. Die Frauen halten sich mit den Kindern etwas abseits; die grösseren Mädchen tragen die für die damalige Zeit typische Sonntagsschürze. Obwohl der Fotograf allen eingeschärft hatte, bockstill zu stehen, muss es den Buben rechts aussen gereizt haben, sich zu bücken.

Vergessen wir nicht ein anderes besonders schönes Fest, das hier acht Jahre zuvor – 1891 – stattgefunden hatte: die Einweihung der neuen von Jakob Keller in Unterstrass gegossenen Glocken.



Abb. 2

*Einweihung der Schützenfahne, um 1899. Links in der Uniform eines Leutnants Lehrer Kuhn aus Dänikon, rechts neben ihm Graveur Albert Güller von Hüttikon und Jakob Meier, der spätere Wirt im «Sennhof» (alle drei im Alter von 37 Jahren). Rechts aussen Rudolf Meier («Strehler»).*

## Der Dorfkern von Dällikon um 1923

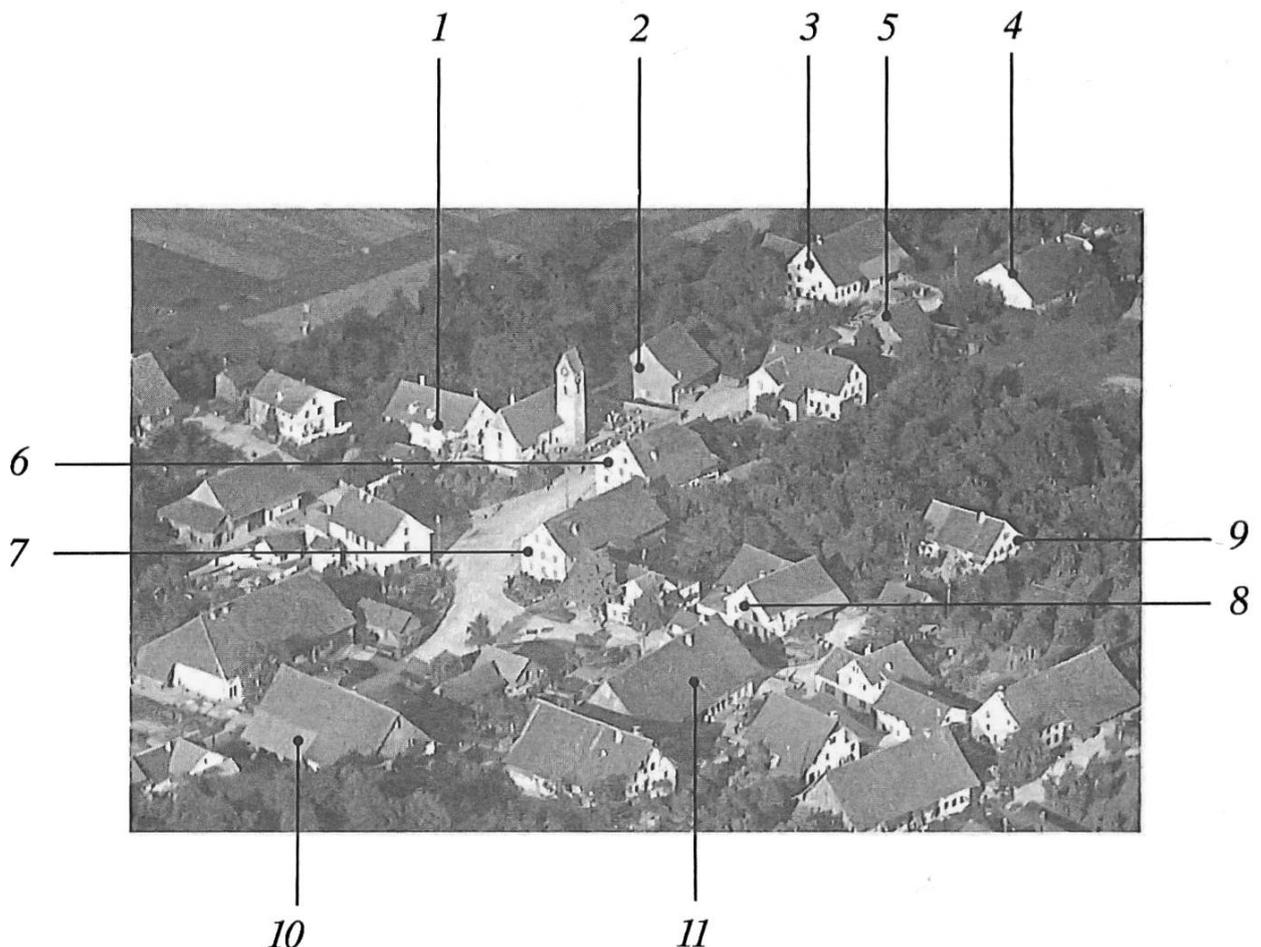
Ein Glück, dass der Flugpionier Walter Mittelholzer (1894 – 1937) das friedliche Dörfchen schon in den frühen zwanziger Jahren aus der Luft fotografierte. Zu seiner Aufnahme, aus der wir einen vergrösserten Ausschnitt des Dorfkerns abbilden, schrieb er im 1925 erschienen Buch «Die Schweiz aus der Vogelschau»:

*«Dällikon bei Zürich steht am leicht erhöhten Rand des breiten sumpfigen Furttales südlich der Lägern. Umschlossen von einem Obstbaumpark, kann der Ort in seinen einfachen, klaren Bauformen als Typus des Zürcher Bauerndorfes gelten.»*

Deutlich erkennt man auf dem Bildausschnitt neben Trotten und Waschhäuschen einige markante Häuser, die seither aus dem Dorfbild verschwunden sind.

Abb. 3

*Dällikon im Jahr 1923. Flugaufnahme von Walter Mittelholzer. Ausschnitt mit dem Dorfkern.*



1 Altes Pfarrhaus (1970 abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt; dieser ist heute Teil des neuen Kirchgemeindehauses).

2 Scheune von Gemeindeschreiber Heinrich Schmid.

3 «Auhof» (1956 abgebrochen; ab 1960 Hotel Zur Au). Das schöne Bauernhaus hatte einer Familie Meier-Hotz gehört, bevor Rudolf Rüegg aus Lufingen durch Einheirat 1827 dort heimisch wurde; er ist Stammvater der «Dälliker Rüegge».

4 Haus von Heinrich Frei-Bräm, später von Milcheinnehmer Max Meier (Kirchgemeindepräsident von 1950 bis 1962).

5 Scheune von Bezirksrat Albert Wuhrmann-Meier, der mit seiner Familie im Ostteil des benachbarten «Schmiedgarten» wohnte (dort einst Wirtschaft und Schmiede; heute auffallend blaue Fassade).

6 «Post» (1975 abgebrochen, dann Abstellplatz). In diesem zentral gelegenen Haus am Dorfplatz war die Post von 1893 bis 1969 mit den Posthalterfamilien Schmid und Krämer untergebracht.

Im nach Süden orientierten Hausteil war die Hebamme Karolina Meier zu Hause, und dort sind auch ihre sieben Enkel (die «Hebame-Buebe») aus zwei Ehen (Meier und Zahner) aufgewachsen.

7 Haus Rüegg am Dorfplatz (1974 abgebrochen, dann Abstellplatz). Für die Dälliker war es das «Wöibelhuus), so benannt nach dem Grossvater und dem Vater Jakob Rüegg, die beide das Amt des Dorfweibels versahen; auch sie gehören zu den Nachkommen des aus Lufingen in den «Auhof» eingehirateten Rudolf Rüegg.

8 Haus der Familie Jakob Wuhrmann (Strehlers); es war 1854 auf dem Platz des 1853 abgebrannten Gehöfts wieder aufgebaut worden (1974 mit dem gegenüberliegenden Speicher abgebrochen).

9 Haus der Familie Jakob Sauter (in den sechziger Jahren abgebrochen; heute Schulstrasse).

10 Die an das Wohnhaus der Familie Rüttschi angebaute alte Scheune musste man 1944 ersetzen.

11 Das grosse Mehrsässenhaus an der Dorfstrasse brannte in der Nacht vom 22. auf den 23. September 1935 völlig ab; das neu aufgebaute Haus gehört heute der Familie Schibli.

Wenn man die schöne Flugaufnahme mit einer Fotografie von 1950 vergleicht, stellt man überrascht fest, dass sich das Dorf in diesen rund 25 Jahren kaum verändert hat. Bei längerem Suchen vermisst man allerdings einige Parzellen mit Reben, sieht in der Talebene den um 1943 gegründeten Segelflugplatz oder entdeckt da und dort ein neues Einfamilienhaus.

Diesen Eindruck bestätigen die Dälliker, die den Übergang vom Bauern-  
dorf zur Zürcher Vorortsgemeinde miterlebt haben.

Alte und auch jüngere Dälliker kommen ins Schwärmen, wenn sie erzählen, wie sie als Mädchen und Buben barfuss auf dem Dorfplatz und auf den Strassen noch spielen konnten, ohne dass sie sich vor dem Verkehr in acht nehmen mussten. Vor den langsamen Vieh- und Pferdegespannen und den ersten Velos brauchte man keine Angst zu haben. Herrlich war es, am Brunnen zu «göötschen» und bei heissem Wetter sogar ein Bad zu nehmen.



Abb. 4

*Die Schüler von Vikar Walter Ryffel am Dorfbrunnen, 2. Mai 1921. Die Klasse ist mit 25 Buben und Mädchen auffallend klein. Als Lehrer Enderlin in jungen Jahren 1932 nach Dällikon kam, trat er eine Achtklassenschule mit 53 Schülern an; später waren es zeitweise sogar 65 Schüler. Erst 1955 konnte Hanni Huber ihm als erste weibliche Lehrkraft die Unterstufe abnehmen.*

Von ihrem Lädeli aus konnte Nachbarin Marta Zaugg beobachten, wie Schüler, die mit schmutzigen Händen zur Schule gekommen waren, sich mit Seife und einem Bürsteli schrubben mussten, und nach dem Malen mit Wasserfarben wuschen Lehrer Enderlins Schüler die Pinsel am Brunnen – natürlich im Trog, der für das Reinigen von Stiefeln, Kartoffeln und Spaten reserviert war. Andere erzählen, sie hätten ihre Griffel am rauhen Brunnenrand gespitzt.

Im Winter war es ein Fest für jung und alt, vom Gislerhaus im Oberdorf die Mühle- und Dorfstrasse mit dem Schlitten hinunterzusausen – über die Kreuzung hinweg bis zu den untersten Häusern der Buchserstrasse.

Mit zunehmendem Verkehr auf der Kreuzung verlagerte sich der Treffpunkt der Kinder und jungen Leute in den Jahren 1956 bis 1969 zur *Milchhütte* an der unteren Dorfstrasse. Auf der Verladerampe sitzend, liess sich dort gemütlich plaudern; zudem konnten die Kinder dort auf dem geteer-ten Platz ideal Völkerball spielen und «Schüttliverbannis» machen. Dort hatte auch der Musikverein genügend Platz, um sich für ein Ständchen oder einen Umzug bereitzustellen .



Abb. 5

*Die «Wöibels» beim Eichen der Brückenwaage, um 1930. Als Gewichte dienten ihnen eine Beton- und eine mit Wasser zu füllende Eisenwalze sowie schwere Gewichtsteine. Die Waage war von vier Ecksteinen umgeben, auf die sich die Kinder beim Spielen gern setzten.*

Die ehemalige Milchhütte und «Gfrüüri» ist im Zuge der Dorfplatzüberbauung am 4. Mai 1993 verschwunden. Wer erinnert sich noch an den von Ernst Enderlin gemalten Spruch an der Fassade? («Für Milch, Käs und Anken, soll stets Gott man danken».)

### Das Gesicht des Platzes verändert sich

Im Frühjahr 1969 zogen die Lehrer mit ihren Schülern vom alten Schulhaus hinauf ins neue Schulhaus *Leepünt I*; im alten Haus fanden fortan Sitzungen statt, Versammlungen und Musikproben; ferner beherbergte es die Volksbibliothek, das Magazin der Gemeindepflege usw.; zuletzt diente es noch Asylbewerbern als Unterkunft.

1970, als auch der Dorfplatz zur 1100 Jahrfeier mit Blumen festlich geschmückt war, musste leider das *alte Pfarrhaus*, in dem zuletzt Pfarrer Prof. Dr. Walter Nigg gewohnt hatte, einem Neubau weichen. Ins *neue Haus* zog 1971 Pfarrer Hans Schneider ein, und 1977 folgte ihm das heutige Pfarrerehepaar Doris und Hans-Ulrich Perels.

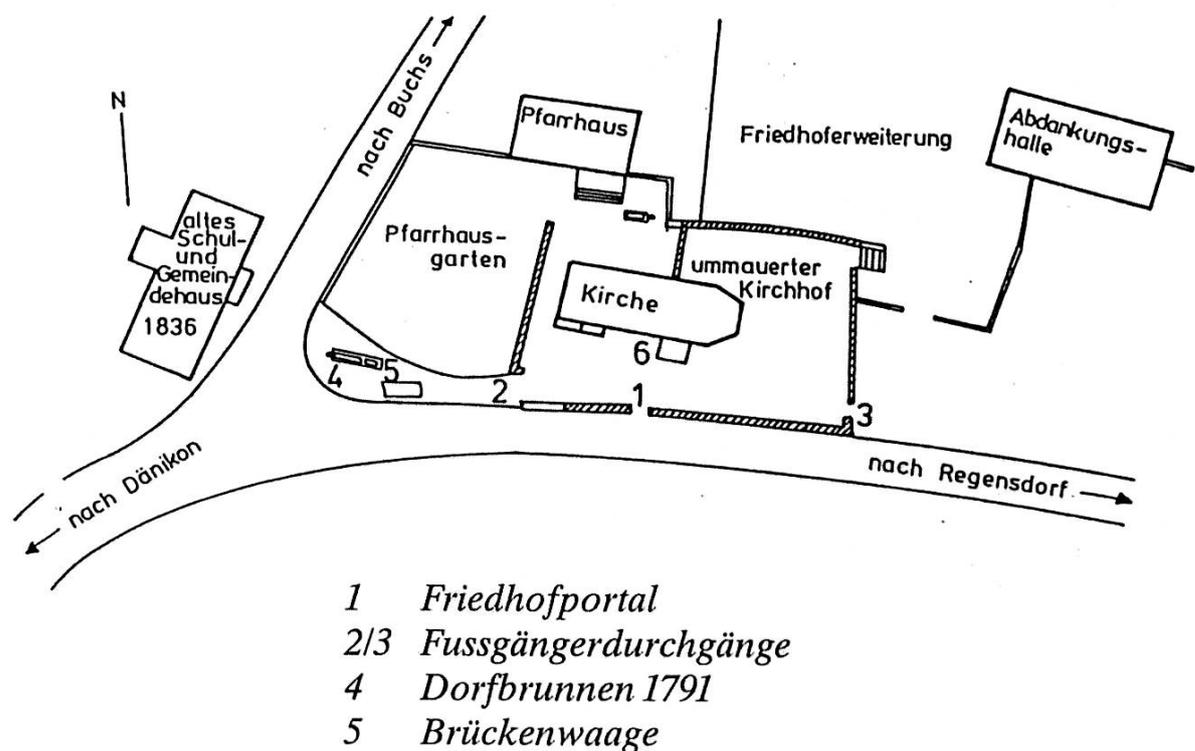


Abb. 6

*Der nordwestliche Abschluss des Dorfplatzes um 1971, mit dem Pfarrhausneubau und der neugestalteten Umgebung der Kirche.*

Eine bedeutsame Veränderung erlebte der Dorfplatz einige Jahre später mit dem Abbruch der beiden alten Häuser vis-à-vis der Kirche: Im Herbst 1974 verschwand das *Haus Rüegg* (Wöibelhuus), dessen riesiger Most- und Weinkeller zuletzt noch beliebter Treffpunkt bei Festen des Musikvereins gewesen war, und am 27. Mai 1975 genehmigte die Gemeindeversammlung den Abbruch der *Alten Post* mit dem angebauten Zahnerhaus. In seiner Weisung hatte der Gemeinderat den Abbruch wie folgt begründet:

«*Dieses Haus stellt einerseits ein Verkehrshindernis dar, weil es mit der gegenüberliegenden Friedhofmauer einen unerwünschten Engpass bildet, andererseits sind in letzter Zeit immer wieder Ziegel vom Hausdach gefallen, was eine erhebliche Unfallgefahr vor allem für die Fussgänger darstellt...*».

Noch ein Sprung in die Gegenwart: In den folgenden Jahren verschärften sich die Verkehrsprobleme an der Kreuzung. Wo einst Kühe aus Rüeggs Stall über den Platz zum Brunnen getrottet waren, stauten sich die Autos und verbreiteten Lärm und Gestank. Die Planer erwogen deshalb Umfahungs- und Entlastungsstrassen, man regte Signalanlagen und Überführungen an, die vor allem den Kindern vor und nach der Schule und den Kleinen vom Kindergarten ein ungefährdetes Überqueren der Strassen im Zentrum ermöglichen sollten. Initiative Frauen suchten deshalb nach einer Übergangslösung und riefen 1982 einen *Lotsendienst* ins Leben – ein lobenswertes Unternehmen, das sich seit über zehn Jahren bewährt.

Erst im Frühjahr 1989 lagen beim Kanton konkrete Pläne vor zur Sanierung der Kreuzung, die natürlich auch die Pläne für die Dorfplatzüberbauung vorrangig berührten. Im Vordergrund stand ein *Verkehrskreisel*, der sich relativ einfach realisieren liess. Ein überarbeitetes Projekt des kantonalen Tiefbauamtes berücksichtigte die Wünsche der Kirchenpflege zur Erhaltung der Kirchhofmauer, dagegen sollten der alte Dorfbrunnen versetzt und die Brückenwaage abgebrochen werden.

Diesem Vorschlag (Objektkredit 1'600'000 Franken) stimmte der Regierungsrat des Kantons Zürich zu. Mit den Bauarbeiten begann man im Mai 1991, und nach siebenmonatiger Bauzeit konnte Anfang 1992 der Kreisel in Betrieb genommen werden.

## **Die Dorfplatzüberbauung**

Nicht so reibungslos wie die Projektierung des Verkehrskreisels gestaltete sich die viel komplexere der Dorfplatzüberbauung. Schon in den sechziger Jahren hätte man gerne mit der Landw. Konsumgenossenschaft



Abb. 7

*Der Dorfplatz heute mit dem Verkehrskreisel. Das ehemalige Pfarrhaus ist durch einen Um- und Anbau in ein Kirchgemeindehaus mit Saal, Unterrichts- und Sitzungszimmer verwandelt worden (festliche Einweihung am Bettag 1993). Hinter der erneuerten Kirchhofmauer die junge Gisler-Linde (Foto K. Bannwart).*

Regensdorf das Areal vis-à-vis der Kirche mit einem modernen Einkaufszentrum überbaut, war dann aber wegen der ungeklärten Eigentumsverhältnisse auf die Ostseite der Kernzone ausgewichen, wo man Ende 1969 in der «Hagenau» den Selbstbedienungsladen, die Post, die Gemeindekanzlei und Wohnungen beziehen konnte.

1972 bereitete der Gemeinderat dann in Zusammenarbeit mit der Regionalplanung einen neuen Projektwettbewerb zur Gestaltung des Dorfzentrums vor, den die Gemeindeversammlung aber im gleichen Jahr wegen den noch immer ungeklärten Grundstückfragen ablehnen musste. Erst 15 Jahre später standen neue Pläne zur Diskussion, von denen ein überarbeitetes, reduziertes Raumprogramm schliesslich 1988 eine Überbauung mit drei Gebäuden vorsah, in denen man die Gemeindeverwaltung, Läden, ein Restaurant, Wohnungen, eine Tiefgarage und Zivilschutzeinrichtungen unterbringen wollte; auf eine Integration der Post hatte man aus verkehrstechnischen Gründen verzichtet. Das Bauvorhaben musste aber 1992 wegen der hohen Kosten (16,5 Mio.) und wegen der für einen Teil

der Projekte fehlenden Trägerschaft bedeutend redimensioniert werden; zudem hatte schon zwei Jahre früher ein geologisches Gutachten die Realisierung der Betriebsanlage für den Zivilschutz wegen des hohen Grundwasserspiegels in Frage gestellt. Am 19. Mai 1992 konnte die Gemeindeversammlung eine neue Vorlage für eine Teilrealisierung des Projekts in Kostenhöhe von ca. 9,2 Mio. Franken gutheissen. Davon tangiert wurde der Dorfplatz 1993 durch die *Sanierung des alten Schulhauses* und den Bau einer *Bereitstellungsanlage für den Zivilschutz*.

Der Aushub für das neue *Verwaltungsgebäude* am ursprünglich vorgesehenen Standort an der Schulstrasse begann nach dem Abbruch der ehemaligen Milchhütte. Zur gleichen Zeit galt es für die alteingesessenen Dälliker vorübergehend Abschied zu nehmen von dem mit vielen Erinnerungen verknüpften Schulhaus-Anbau, der von 1907 an der Nähsschule gedient hatte, ab 1955 auch den Schülern der Unterstufe.

Peter Fries

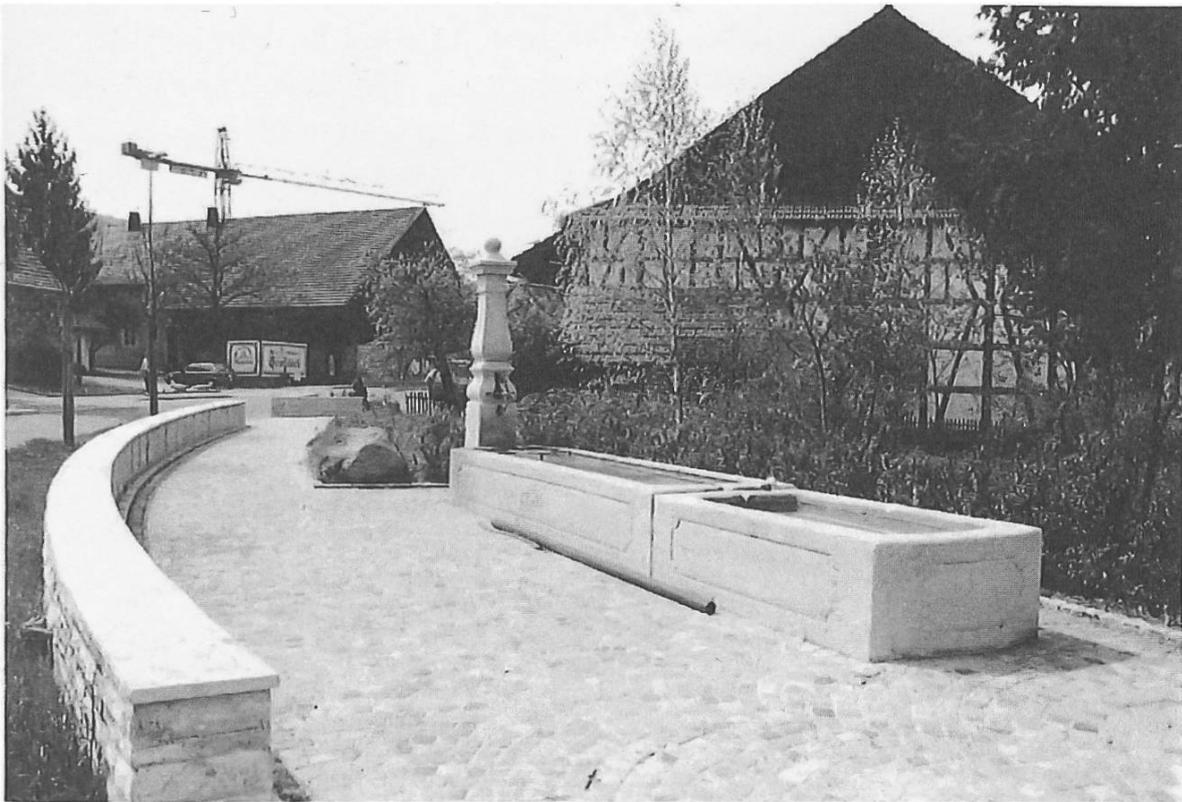


Abb.8

*Auf der Westseite des Platzes steht nun beim restaurierten alten Schulhaus der Dorfbrunnen mit der Jahrzahl 1791, hinter ihm das Sigerschtehuus und auf der linken Seite der Dänikerstrasse, zwischen Brotlädeli und «Sennhof», Anni Forrer-Rütschis grosse Scheune, in der das «Brockentenn» von 1979 bis 1991 untergebracht war. Nicht zu sehen ist links bei der Einmündung zur Dorfstrasse das grosse Blumenbeet von Emil Bouffé, das seit vielen Jahren wesentlich zur Verschönerung des Platzes beiträgt.*

# Die Gemeinde Dänikon

Den Aufzeichnungen nach geht der Dorfname auf den Alemannen Tano zurück. Erstmals urkundlich erwähnt wird «Täninchoven» im Jahre 1130. Bis 1280 änderte sich der Name in Tenikon und Tenikon. Grundbesitzer im 13. und 14. Jahrhundert waren die Abtei Einsiedeln mit den Klöstern Fahr und Wettingen, das Kloster Oetenbach sowie die Probstei, das Spital von Konstanz und die Schwestern in Zürich. Die hohe Gerichtsbarkeit unterstand erst Kyburg, dann Habsburg-Österreich. Später kam Dänikon, zusammen mit Dällikon, an die Herren von Landenberg-Greifensee auf Alt-Regensberg. 1409 erwarb Zürich den Besitz. In der Helvetik kam das Dorf zum Distrikt Regensdorf, in der Mediation zum Bezirk Bülach und 1815 schliesslich zum Oberamt Regensberg. Erst 1843 wurde der Ort von Dällikon unabhängig. (Bei der Einweihung des Anna-Stüssi-Hauses wurde gleichzeitig die 150jährige Unabhängigkeit mit einem Dorffest gefeiert!)

Heute beträgt die Grundfläche des Gemeindebanns 289 Hektaren. 1969 zählte Dänikon noch 215 Einwohner, am 31.12.1992 waren es 1351. Eine besonders rege Bautätigkeit entwickelte sich im östlichen Teil des Oberdorfquartiers, wo neben Einfamilienhäusern auch verschiedene architektonisch gelungene Reihenhaussiedlungen entstanden.



*Abb. 1*

*Das Anna-Stüssi-Haus  
wie es sich im Jahr 1940 präsentierte*

Gewachsen ist auch das Industriequartier zwischen Alter Landstrasse und dem Furtbach. Immerhin bietet unsere Gemeinde heute rund 170 Personen einen Vollzeit-Arbeitsplatz, während ungefähr 50 Personen am Ort einer Teilzeitarbeit nachgehen.

Dass Dänikon zu den kleineren Gemeinden gehört, zeigt sich an der relativ komplizierten politischen Struktur: Dänikon und Hüttikon bilden zusammen eine Primarschulgemeinde mit einem Schulhaus zwischen den beiden Dörfern; die Oberstufe umfasst die Gemeinden Boppelsen, Oteltingen, Dänikon und Hüttikon. Kirchlich orientieren wir uns Richtung oberes Furttal: Die Katholiken haben ihre Kirche in Regensdorf, die Reformierten bilden mit Dällikon eine Kirchgemeinde.

Ein ähnliches Bild bietet sich im Vereinsleben. Von den Turnern bis zu den Schützen, von den Samaritern bis zu den Jodlern, sie alle treffen sich mit Gleichgesinnten aus den Nachbardörfern. Einzig der Dorfverein Dänikon versteht sich als «reiner» Däniker Verein. So nennt denn auch der Gemeinderat als ein Problem die mangelnde kulturelle Identität. Vielleicht entwickeln sich im neu erstellten Anna-Stüssi-Haus in naher Zukunft neue kulturelle Aktivitäten. Ein schwerwiegenderes Problem stellen die bescheidenen Einkaufsmöglichkeiten im Dorf dar. Bleiben noch unsere beiden Restaurants zu erwähnen, der Frohsinn, mitten im Dorf an der Hauptstrasse, das andere, vielen Wanderern wohlbekannt, auf dem Altberg.



Abb. 2

*Das 1992/93 neu erstellte Anna-Stüssi-Haus kurz nach der Einweihungsfeier vom 3. – 5. September 1993 (Foto K. Bannwart)*

## **Das Anna-Stüssi-Haus und seine Besitzerin**

Viele Jahre stand es leer und machte einen ziemlich trostlosen und verwahrlosten Eindruck, das markante Bauernhaus an der Oberdorfstrasse, unmittelbar neben dem Gemeindehaus. Anna Stüssi hatte die ganze Liegenschaft der Gemeinde vermacht, doch diese tat sich mit dem Erbe vorerst schwer. Durfte man ein Geschenk einfach abreißen und an seiner Stelle einen Neubau hinstellen? Vielen Dänikerinnen und Dänikern war Anna Stüssi, die ihr langes Leben in diesem Haus zugebracht hatte, noch in Erinnerung. An verschiedenen Gemeindeversammlungen wurde über die Alternativen Renovation oder Abbruch diskutiert. Vorerst sah es eher nach einer Renovation der arg vernachlässigten Liegenschaft aus. Ende 1989 bewilligten die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger aber den Projektierungskredit für einen Neubau. Das zu errichtende Gebäude sollte äusserlich möglichst genau dem alten Bauernhaus entsprechen. Das Architekturbüro Oskar Meier, Bülach, arbeitete das Projekt aus, welchem an der Gemeindeversammlung vom 16. Mai 1991 zugestimmt wurde. Das Raumprogramm umfasst unter anderem drei Wohnungen, einen Gemeindesaal mit ca. 130 Plätzen und einer Bühne, zwei Kurs- oder Sitzungsräume mit Teeküche und den sogenannten Kulturkeller. Auch das Büro des Betriebsbeamten hat im neuen Gebäude Platz gefunden. Die Gemeindeversammlungen im Schulhaus Dänikon-Hüttikon gehören somit der Vergangenheit an. Wie rege der am ersten Septemberwochenende 1993 eingeweihte Bau von den Dänikerinnen und Dänikern genutzt wird, muss die Zukunft zeigen.

Wer aber war die Frau, deren Namen heute allen Einwohnerinnen und Einwohnern unseres Dorfes so leicht über die Lippen kommt?

### **Anna Stüssi**

Wer kannte die Frau, welche uns ihr Haus, ihr Land und ihren Wald hinterliess? Wird man ihr mit dem Etikett «Dorforiginal» gerecht? Am besten kannte sie wohl Hans Marthaler, ihr jahrelanger Beistand, der sie bis zu ihrem Tod in der Klinik Embrach begleitete. Mit grossem Engagement erzählten er und seine Frau dem Berichterstatter über ihre Beziehungen zu Anna Stüssi und liessen so das folgende Bild dieser interessanten Frau entstehen.

Anna Stüssi wurde am 6. Dezember 1891 in Dänikon geboren. Ihr Vater, Adolf Stüssi (1856 – 1934), gelernter Müller, bewohnte mit seiner jungen Familie vorerst die Mühle in Dänikon. Später zog er ins benachbarte Haus an der Oberdorfstrasse 5 um, wo er als Bauer sein Auskommen fand. 1909 erwarb er die Liegenschaft für Fr. 12'400.–. Neben seinem

Hauptberuf wirkte er viele Jahre als Friedensrichter, Zivilstandsbeamter und Feuerwehrkommandant. Anna blieb das einzige Kind. Die Mutter, Barbara Hinn (1861 – 1923), war eine bescheidene, eher zurückgezogene Frau. Annas tiefe Beziehung zum Vater begleitete sie das ganze Leben. Schon als Mädchen half sie auf dem Bauernhof mit. Sie packte kräftig zu und scheute sich auch nicht, sogenannte Männerarbeiten zu verrichten.



Abb. 3

*Die junge Anna Stüssi mit ihrem Vater Adolf Stüssi, um 1925*

**Kaufbrief**

per Frk. 12'400,-

für

- Adolf Stüssi, -

geb. 1850, u. Pfälzensever,  
 Arzt, u. Bindenbindermeister im  
 Dänikon.

---

Datiert 14. Juli 1909.

Grundprotokoll Dänikon Nr. 11 pg. 171.

---

Staatsgebühr Fr. 10.-

Auslagen „ 1.-

Fr. 11.-

coll.

Abb. 4

Mit diesem Kaufbrief vom 14. Juli 1909 erwarb Adolf Stüssi die Liegenschaft Oberdorfstrasse 5, damals 43jährig. Die Liegenschaft umfasste Wohnhaus, Scheune, Stall, Schopfanbau und drei Keller, mit Kraut- und Baumgarten 24 a 70m<sup>2</sup> haltend; ferner Waschhaus und Spycher mit Kraut- und Baumgarten 11 a; dazu 8 a Wiesen im Bächler und 45 a 33m<sup>2</sup> Wald im Gugel.

In ihrer Sekundarklasse war sie das einzige Mädchen. Ihre Lieblingsfächer waren die Sprachen. Das letzte Zeugnis vom 31. März 1906 beweist allerdings, dass Anna in sämtlichen Fächern konstante und gute Leistungen erbrachte. Nicht weniger als zehn Fünfer und einen Sechser konnte der Vater unterschreiben. Trotzdem genoss sie es, wenn sie jeweils die Schule früher verlassen durfte, weil sie dem Vater helfen musste. Sie war es, welche die Fuder laden wollte, sei es Heu, Emd oder Garben. Gerne hätte sie eine Lehre angetreten, Hutmacherin war ihr vorgeschwebt, aber sie blieb auf dem Hof und stand ihrem Vater bis zu dessen Tod zur Seite. Besonders am Herzen lagen ihr die Aufzucht und Mast der Munis. Das schlachtreife Vieh wurde damals nach Baden geführt. Selbst heikelste Situationen auf diesem langen Marsch wurden durch Anna gemeistert. Dass sie sich mit ihrem Vater beim Verkauf des Viehs auf dem Markt nie übers Ohr hauen liess, erfüllte sie mit Stolz. In dieser Männerwelt zu bestehen, war nicht immer leicht, bedeutete für die junge Frau aber auch eine Herausforderung ganz besonderer Art.

**Tauf-Schein.**

Name des Kindes: *Anna Stüssi*

Eltern: *Adolf Stüssi*  
*Barbara Ginn*

Heimath: *Stämiton, Ob. Günst*

Geboren den: *6. Sept. 1891.*

Getauft den: *27. März 1892*

Ort der Taufe: *Kirche zu Dällikon*

Namen der Taufzeugen: *Adolf Stüssi, Stämiton*  
*Elisabetha Ginn, Oberdorf*  
*Mag. Döpf*

Die Taufe vollzogen durch: *E. Steiner*  
*Parrer*



Abb. 5

Taufschein für Anna Stüssi vom 27. März 1892, unterzeichnet vom Dälliker Pfarrer E. Steiner

Am liebsten arbeitete Anna in den Reben, vom Stickeln zum Hacken und Spritzen – Anna fehlte bei keinem Arbeitsgang. Selbst die Spritzbrühe wurde von Anna zubereitet, auch für den Znüni und Zvieri war sie verantwortlich.

Selbstverständlich wurden damals die Trauben noch selber gepresst und der Wein auf dem Wagen mit Kuh und Ochs nach Baden in die Wirtshäuser gebracht. Die Freude, ja die Leidenschaft für den Rebbau blieb ihr bis ins hohe Alter erhalten. Wer weiss noch, dass in der Gegend des heutigen Traubenweges Annas Reben wuchsen, die sie während der Reifezeit den ganzen Tag persönlich bewachte, um sie vor gefiederten und ungefederten Dieben zu schützen?

**SEKUNDARSCHULE**  
*Otelfingen*

---

**Zeugnis**

für  
*Anna Stüssi*

von *Dänikon*

geb. den *6 Dez 1891*

---

**Bedeutung der Noten.**  
6 = sehr gut; 5 = gut; 4 = ziemlich gut; 3 = genügend; 2 = schwach; 1 = sehr schwach.  
Das Urteil über das Betragen des Schülers ist in Worten auszudrücken.

§ 84 der Verordnung betreffend das Volksschulwesen vom 7. April 1900 lautet:  
Der Lehrer hat vierteljährlich Zeugnisse anzustellen über Fleiss, Fortschritte und Betragen der Schüler. Diese Zeugnisse sind von den Eltern oder deren Stellvertretern einzusehen und dem Lehrer binnen 4 Tagen unterzeichnet zurückzusenden.

NB. Das Schulzeugnis ist aufzubewahren, damit es beim Übertritt in höhere Schulen und von den Knaben auch bei den pädagogischen Rekrutenprüfungen vorgewiesen werden kann.

15.000. VIII. 1900. JR.

Abb. 6

*Sekundarschulzeugnis von Anna Stüssi, 1904 – 1906. Noten im Durchschnitt 5 (im Gesang Note 6)*

Als der Vater das Vieh verkauft hatte, konnten sie es sich erlauben, einmal pro Jahr eine kleine Schweizerreise zu unternehmen. Viele Jahre später schwärmte Anna von diesen Erlebnissen, die tiefe Eindrücke hinterlassen hatten. Beim Ausräumen des Hauses kamen viele Hüte zum Vorschein. Und manch einer, der Anna gekannt hat, wird sich daran erinnern, wie sie mindestens einmal pro Jahr mit einer Bekannten in die Stadt Zürich reiste. Zum schönsten Kleid gehörte selbstredend auch der passende Hut.

Annas genaue Buchführung zeigt, wie sie sich fortan ihren Lebensunterhalt verdiente.

Da heisst es zum Beispiel im Jahre 1931:

Den 13 Juni bei Frl. Staub gsunnet 9 Stunden 9 Fr. erhalten

Den 24 Juni eine Seiden Blouse repariert f. Fr. Hürlim. 1 Fr. erhalten

Den 9 Juli bei Frl. Staub putzen 4½ Stunden Fr. 4.50 erhalten

Den 25 Juli bei Frau Welti Wäsche gem. ¾ Tag 5 Fr. erhalten

Im Herbst 1941 finden sich u.a. folgende Einträge:

Den 8ten Oktober bei Hans Tschirren Rösli ginnen 5½ Stunden

Den 9ten Oktober bei Hans Tschirren Bohnen ginnen 8 Stunden

Den 10 Oktober bei Hans Tschirren Lauch putzen 8 Stunden

Den 16 Oktober bei Hans Tschirren Rösli putzen 6½ Stunden

Den 17 Oktober bei Frl. Staub putzen 5½ Stunden 5 Fr. 50

Haupteinkommensquelle scheint ihre Arbeit beim Gemüsebauer Hans Tschirren und die Haushaltung bei der Lehrerin Hedwig Staub gewesen zu sein, die zusammen mit Arnold Lüscher im Schulhaus Dänikon-Hüttikon unterrichtete und mit ihm – unverheiratet – die Wohnung teilte. Der Name des Lehrers erscheint allerdings in keinem Eintrag.

In jungen Jahren besuchte Anna fleissig Koch- und Nähkurse. Die Freude am Kochen verhalf ihr später ebenfalls zu einem Nebenverdienst. Da es sich nur wenige Leute leisten konnten, bei einem Familienfest ins Wirtshaus zu gehen, amte Anna Stüssi immer wieder als «Spettköchin». Während der Taufe, Konfirmation, Hochzeit oder während des Trauergottesdienstes kochte sie, so dass im Anschluss an die kirchliche Feier zu Hause gegessen werden konnte. Hans Marthaler erinnert sich daran, wie Anna jeweils ihre eigenen Pfannen mitnahm, um sicher zu gehen, dass nichts schief laufen würde.

Anna Stüssi hatte zeitlebens kein elektrisches Gerät in ihrem Haushalt. (Es sei hier daran erinnert, dass sie erst 1980 in die Klinik Hard übersiedelte!) Nicht nur die eigene, auch die «Lehrerswäsche» wusch sie mit Hilfe des Waschbrettes. Ihr Holzkohle-Bügeleisen wurde nie durch ein

moderneres Gerät ersetzt. Auch eine elektrische Heizung hatte sie nie in Erwägung gezogen, und ihre Kochkünste übte sie bis zuletzt auf dem Holzherd aus. Als Waldbesitzerin liess sie es sich nicht nehmen, die Reissgstaude und das Brennholz eigenhändig zu schneiden. Viele Jahre gehörte Anna, ausgerüstet mit Säge und Gertel, zum vertrauten Bild des Dorfes. Erst im hohen Alter nahmen ihr die Nachbarn Rüegg, Gassmann und Bäggli diese Arbeit ab.

Der heutige Parkplatz vor dem Gemeindehaus war ihr Blumengarten. Mit grosser Liebe liess sie ihren Blumen und Stauden individuelle Pflege zukommen. Sie wusste genau, welche Pflanze wieviel Wasser benötigte, selbst das Bespritzen einzelner Blumen mit einem «Gutterebutzer» gehörte zum Ritual.

Im 2. Weltkrieg waren in der Scheune und im Stall Trainsoldaten und Pferde untergebracht, während die Wohnstube als Kompaniebüro diente. Hans Marthaler erinnert sich: «Anna bemutterte und pflegte die Soldaten. Den Offizieren wurde häufig gekocht, gelegentlich hat sie ihnen aber auch die Nähte eingetan. Das war *ihr* Beitrag zur Landesverteidigung.»

Anna Stüssi konnte sich wehren, hin und wieder auch laut werden. Da sie alleine lebte, kommunizierte sie ausgiebig mit ihren Katzen, manchmal sehr lieblich, manchmal auch in schroffem Ton. So konnte es durchaus passieren, dass ihre «Auseinandersetzungen» mit den Katzen im Vorbeigehen aufgeschnappt werden konnten. Anna Stüssi galt eher als Einzelgängerin, als Frau mit «rauhem Schale und weichem Kern». Die aufbewahrte Korrespondenz (vor allem Ansichtskarten) beweist allerdings auch, dass sie viele Freunde hatte. Wer sie näher kannte, hat sie als ausserordentlich dankbare Frau in Erinnerung, die sehr wohl wusste, wie ihr im Alter geholfen wurde.

Es fiel ihr schwer zuzugestehen, dass ihre Kräfte nachzulassen begannen. Sie wollte möglichst lange selbständig bleiben. Während Jahren, so gibt Hans Marthaler zu Protokoll, blieb ihr Menüplan immer gleich: Morgens und abends «Kaffeemocken», am Mittag ein Stück Fleisch, Kartoffeln und Rübli, zubereitet auf dem Holzfeuer. Keine Teigwaren, keine Abwechslung beim Gemüse. Nicht zu vergessen bleibt allerdings das tägliche Glas Wein. So lange sie lesen konnte, gehörte der Tages-Anzeiger zu ihrer täglichen Lektüre. Sie wollte informiert sein, Radio und Fernsehen gab es nicht in ihrem Haushalt. Als ihre Sehkraft zu schwinden begann, wurde das Anfeuern des Ofens und Herdes immer gefährlicher. Hans Marthaler: «Eines Tages entfernte ich sämtliche Zündhölzer aus dem Haus. Anna musste einsehen, dass sie diese Tätigkeit nicht mehr selber ausführen durfte».

Als Anna Stüssi einen Beistand brauchte, war es klar, dass dieser Mann nur Hans Marthaler heissen konnte. Ihn kannte sie seit vielen Jahren. Als Samariter hatte er ihr immer wieder bei kleineren und grösseren Blessuren geholfen, selbst wenn eigentlich ein Arzt hätte beigezogen werden sollen. In ihn hatte sie Vertrauen. Während Jahren schon waren die Marthalers an Weihnachten bei Anna Stüssi eingeladen, und nie werden sie vergessen, wie Anna ihren Weihnachtsbaum geduldig mit Salzwasser besprühte, bis er ein künstliches Winterkleid trug. Bevor Hans Marthaler die Übersiedlung in die Klinik Hard in die Wege leitete, schlief er in ihrem Hause. Kurz vorher, im Sommer 1980, schien es mit Anna Stüssi zu Ende zu gehen. Alle hätten es ihr gegönnt, wenn sie in ihrem eigenen Bett hätte einschlafen können. Nach einer kritischen Nacht war Anna Stüssi selber enttäuscht, dass sie wieder aufwachte. Sie hatte in den Träumen ihre eigene Beerdigung miterlebt und die vielen Blumen an ihrem Grab gesehen. Fünf Jahre noch sollte sie in der Klinik Embrach verbringen, selbst eine Beinamputation im 92. Altersjahr musste sie noch über sich ergehen lassen. Kurz vor ihrem 94. Geburtstag, am 3. November 1985, durfte sie schliesslich für immer die Augen schliessen.

Kurt Bannwart

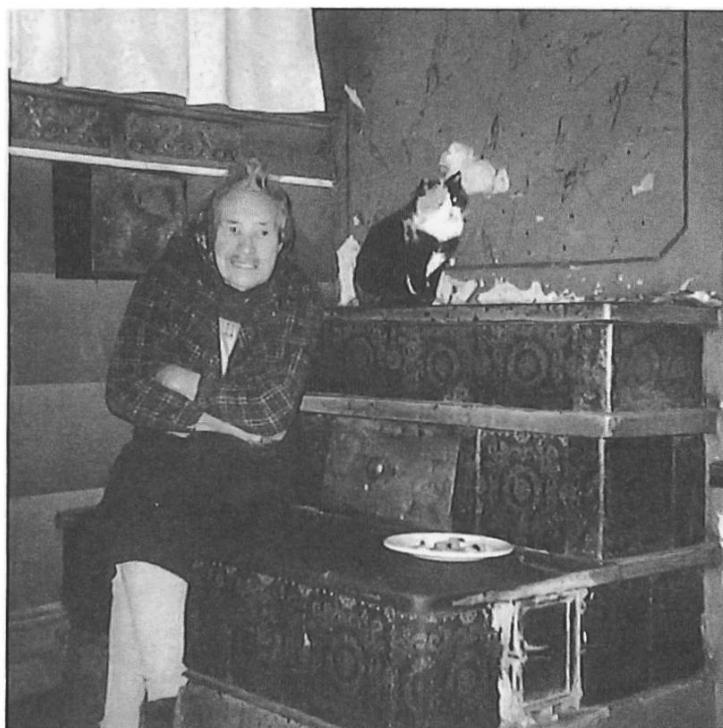


Abb. 7

*Anna Stüssi im Alter von 88 Jahren, kurz vor dem Umzug in die Klinik von Embrach, 1979*

# Die Gemeinde Hüttikon

Die Gemeinde Hüttikon selbst ist die flächenmässig kleinste Gemeinde des Kantons Zürich und umfasst 156 ha, wovon ca. 52 ha Wald (vorwiegend Privatbesitz), ca. 79 ha Acker- und Wiesland und ca. 23 ha Bauzone. Von der Bauzone sind 10 ha überbaut und 2 ha in der Reservezone.

Am 3. Februar 883 wird Hüttikon erstmals urkundlich erwähnt. Mit diesem Schriftstück übertrug ein gewisser Adalbert seine Güter an die Fraumünsterabtei in Zürich und vertauschte sie mit solchen im nicht mehr existierenden Dorf Borsikon am Türlensee. Die gesamte Gerichtsbarkeit, das heisst das Hohe Gericht, lag im 14. Jahrhundert in den Händen der Habsburger. Der Ort selber gehörte damals zum Amt Siggenthal. Einige Höfe der damaligen Siedlung Hutto kamen schon sehr früh in den Besitz des Klosters Wettingen und der Badener Spitalverwaltung. Von 1415 bis 1798 gehörte Hüttikon zur Grafschaft Baden, war anschliessend eidgenössisches Untertanenland und gehörte während der Helvetik (1798 bis 1803) zum neu gegründeten Kanton Baden. 1803 wurde Hüttikon vom Kanton Aargau losgelöst und dem Kanton Zürich zugeteilt. 1868 wurde es von der aargauischen Kirchgemeinde Würenlos abgetrennt und kam zur zürcherischen Kirchgemeinde Otelfingen.

Hüttikon existiert seit 1814 als politische Gemeinde im heutigen Sinne. Gemeindeversammlungsprotokolle gibt es seit 1834, Protokolle über Gemeinderatssitzungen seit 1866.

Weitherum ist Hüttikon wegen des einzigen im Kanton Zürich noch bestehenden Strohdachhauses bekannt. Dieses wurde 1652 nach aargauischem Vorbild erbaut und kam 1940 in den Besitz des Kantons Zürich. In diesem Haus war einst die nur während des Winters betriebene «Hüttikerschule» untergebracht. Im Sommer repetierte man das Gelernte und übte in einer Nachtschule den Kirchengesang. 1970/71 wurde das Strohdachhaus überholt und neu mit Schilf gedeckt, das aus Polen und Rumänien importiert wurde. Einige Jahre diente das Haus auch als Jugendherberge.

Im Strohdachhaus befindet sich eine Küche mit einer offenen Herdstelle und den rauchgeschwärzten Balken. Auch ein Kachelofen aus dem Jahre 1848 ist darin enthalten. Das Haus wurde 1985 durch den Kanton restauriert und im alten Gewölbekeller ein Vereinslokal eingegliedert, welches vom Forum Hüttikon betreut wird.

Im Jahre 1957 beschloss die Kirchgemeinde Otelfingen, zu welcher bekanntlich ausser Hüttikon auch noch Boppelsen gehört, eine Aussenrenovation ihrer Kirche vorzunehmen und gleichzeitig ein neues, fünfstim-

miges Geläute anzuschaffen. Dabei erhob sich die Frage nach der Verwendung der drei alten Glocken, die bisher im Turm hingen. Die kleinste und zugleich älteste Glocke mit der Jahrzahl MCCCCLXXXI (1491) sollte dabei der Gemeinde Hüttikon überlassen werden, sofern diese für einen würdigen Platz sorgen würde. So wurde an der Gemeindeversammlung vom 26. März 1959 beschlossen, das Glöckchen anzunehmen und dafür auf dem Dach des Gemeindehauses ein eigenes Türmchen zu erstellen.

Hüttikon bildet zusammen mit der Nachbargemeinde Dänikon eine gemeinsame Primarschulgemeinde, wobei das Schulhaus direkt an der gemeinsamen Gemeindegrenze liegt. Die Oberstufenschüler gehen zusammen mit denjenigen aus Dänikon und Boppelsen zur nördlich gelegenen Nachbargemeinde Otelfingen.

In Otelfingen befindet sich auch der SBB-Bahnhof für die vier Gemeinden; er ist von Hüttikon zu Fuss in etwa 15 Minuten erreichbar. Überdies ist die Gemeinde an das öffentliche Busnetz angeschlossen, welches momentan versuchsweise bis nach Würenlos führt.

Die Bevölkerungsbewegung zeichnet sich seit 1920 wie folgt ab:

1920: 146 Einwohner  
1930: 139 Einwohner  
1940: 142 Einwohner  
1950: 155 Einwohner  
1960: 173 Einwohner  
1970: 256 Einwohner  
1980: 356 Einwohner  
1990: 419 Einwohner

Neben noch acht Landwirtschaftsbetrieben sind in Hüttikon vor allem die Güller Söhne AG, Gravier- und Prägwerkstätte, Werkzeugbau-Stanzerei sowie die Gemüsekultur der W. Imhof AG bekannt. Das Restaurant «Alte Post» wird bereits durch die dritte Generation der Familie Berger betrieben.

Der Gemeinde Hüttikon steht ein fünfköpfiger Gemeinderat vor, mit Peter Güller als Gemeindepräsident seit 1990. Er löste Karl Venhoda ab, der dieses Amt während 12 Jahren bekleidet hatte.

# **Zur Geschichte der Firma Güller Söhne AG, Gravier- und Prägwerkstätte, Werkzeugbau-Stanzerei**

## **1. Der Anfang (1845)**

Vor bald 150 Jahren, anno 1845, begann aus Freude an exakter Arbeit und an schöpferischen Tätigkeiten, so dem Zeichnen, J.J. Güller (1825 – 1903), gewerbsmässig Stempel zu schneiden, und zwar im elterlichen Bauernhaus, welches heute noch unterhalb der Fabrik steht. Zu dieser Zeit war noch keine der heutigen schweizerischen Grossbanken gegründet (als erste sollte 1856 die Schweizerische Kreditanstalt entstehen), und die Umwandlung der Schweizerischen Eidgenossenschaft von einem Staatenbund in einen Bundesstaat stand noch bevor.

Aus einem erhaltenen Tagebuch von J. J. Güller geht hervor, dass dieser zunächst Hilfsschreiber beim Landschreiber in Regensberg war (wo es vor allem galt, Schuldbriefe zu schreiben und auszutragen, sowie allerlei andere Dokumente abzuschreiben). Auf Anraten des Landschreibers, der sich über die Zukunft des begabten Jünglings sorgte, trat er 1841 eine Mechaniker-Lehre bei einem Modell-Stecher namens Lüthold in Dänikon an, der auch allgemeine mechanische Arbeiten ausführte. Die Kosten dieser dreijährigen Lehre betrug übrigens 60 Gulden, mit Logis zu Hause, nicht eingerechnet das Werkzeug für 16 Gulden, das selber zu stellen war. Erst bei freiwilliger Ausdehnung der Lehre auf vier Jahre war diese dann kostenlos!

## **2. Bau der ersten Fabrik (1864)**

Etwa zwanzig Jahre später baute J. J. Güller eine kleine Fabrik an der Stelle der heute noch bestehenden an der Chriesbaumstrasse (der früheren Fabrikstrasse) in Hüttikon. Sie bestand im wesentlichen aus dem Mittelteil der heutigen Fabrik. Gearbeitet wurde damals vorwiegend mit dampfgetriebenen Maschinen, die erst um die Jahrhundertwende allmählich durch elektrisch angetriebene Maschinen ersetzt wurden.

Zu dieser Zeit begab sich J. J. Güller immer wieder zu Fuss auf längere Geschäftsreisen in der Schweiz, z. B. nach Luzern, auch mehrmals nach Basel, wo für die zentrale Materialverwaltung der SBB jeweils grössere Aufträge abgewickelt werden konnten.

Als kleine Kostprobe ein paar Sätze aus einem Aufsatz von Albert Güller (1848 – 1910): «Schon lange hatte mir mein Vater versprochen, mich

auf eine seiner Geschäftsreisen mitzunehmen. Da er nun dieses Jahr eine Reise nach Luzern beabsichtigte, erlaubte er meinem Kameraden und mir mitzukommen. Am 4. August 1861 sollten wir abreisen. – Um 5¼ Uhr gingen wir von zu Hause weg nach der ca. eine Stunde entfernten Eisenbahnstation Schlieren. Von da aus fuhren wir per Eisenbahn nach Zürich und mit dem Dampfschiff «Stadt Zürich» nach Horgen.» . . . «Von Horgen aus marschierten wir über den Horgenerberg. Am anderen Fusse dieses Berges kamen wir zur Sihlbrücke, welches der Grenzort zwischen Zürich und Zug ist. Von da aus liefen wir über Baar nach Zug. Weiter gings dann mit dem Schiff über den Zugersee an den Fuss der Rigi, welche noch gleichentags bestiegen und wo dann auch übernachtet wurde. Am anderen Tag erreichte man zu Fuss und wieder zu Schiff schliesslich Luzern als das Ende der Reise.»

### 3. Erste Vergrösserung der Fabrik (1897)

Kurz vor der Jahrhundertwende wurde die Fabrik um rund das Doppelte durch einen Anbau nach Osten, also in Richtung Dänikon, vergrössert. Auf dem nachfolgenden Bild, der Kopie einer Postkarte von Hüttikon, die uns freundlicherweise aus der umfangreichen Sammlung von H. P. Nüesch in Boppelsen zur Verfügung gestellt wurde, kann dies deutlich eingesehen werden.



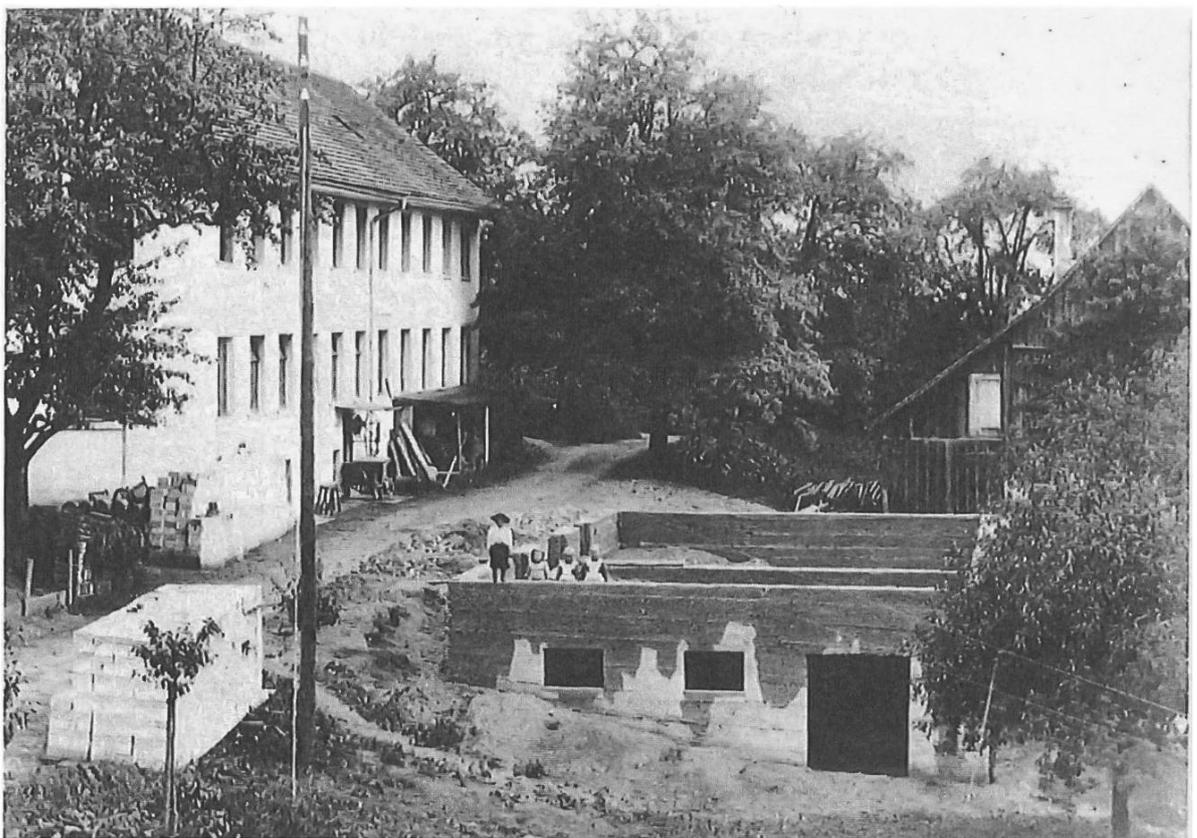
Abb. 1

*Blick auf Hüttikon und die Fabrik Güller nach der ersten Vergrösserung um 1897*

Auf dem Staatsarchiv in Zürich kann auch das entsprechende Baugesuch gefunden und eingesehen werden, welches noch in der alten deutschen Schrift abgefasst ist. In der Bewilligung wird verfügt, dass die Fenster mit Klappflügeln zu versehen sind, statt sie zu vergrössern. Und im übrigen sei der Abtritt mit einem Pissoir zu versehen!

Nach dieser Vergrösserung, welche nun Raum für etwa 25 Arbeitsplätze bot, wurde im Jahre 1904 – ein Jahr nachdem Albert Güller den Betrieb von seinem verstorbenen Vater übernommen hatte – ein Magazin-gebäude erstellt, und zwar auf der anderen Strassenseite, gegenüber der Fabrik.

Die folgende Fotografie, die sich im Besitz von Hans Güller befindet, zeigt das im Bau befindliche Magazin, und zwar aus östlicher Richtung, hin zur Oetwilerstrasse im Hindergrund:



*Abb. 2*

*Bau des Fabrikmagazins an der Fabrikstrasse, gegenüber der Fabrik (um 1904)*

#### 4. Zweite Vergrößerung der Fabrik (1920)

Dank regelmässig hereinkommenden Aufträgen einer zuverlässigen Kundschaft und nicht zuletzt wegen einiger beträchtlicher Aufträge der Armee konnte der erste Weltkrieg relativ unbeschadet überstanden und die Fabrik schon kurz darauf nochmals vergrössert werden, diesmal auf der Westseite.

Dem von Alfred Güller (1874 – 1927) eingereichten Baugesuch (mit der Telefonnummer 13 und dem Telegrafenam Dietikon im Briefkopf) wurde entsprochen unter der Bedingung, dass der Boden der Waschküche «eventuell in Asphalt, jedenfalls aber wasserundurchlässig erstellt werde» und «da die Klappsitze in den Aborten infolge roher Behandlung stets bald entzwei gehen und kostspielige Reparaturen erfordern, empfiehlt es sich vielleicht, die Schüsseln ohne Klappsitze mit einfachen, aufgekitteten Holzbacken zu wählen».

Offenbar machte man sich damals in den Zürcher Amtsstuben Sorgen, dass Arbeiter, die mit grosser Konzentration und Genauigkeit an Gravier- und anderen Maschinen arbeiten müssen, das WC-Mobiliar nicht mit der nötigen Sorgfalt benutzen könnten; weshalb man von Staates wegen eine entsprechende Lösung glaubte verordnen zu müssen.

Aus jener Zeit existiert noch eine weitere, allerdings etwas mitgenommene Fotografie, die uns auch freundlicherweise von Hans Güller zur Verfügung gestellt wurde:



Abb. 3

*Bau der zweiten Vergrößerung der Fabrik Güller um 1920*

## 5. Das 100jährige Jubiläum (1945)

Nach gut überstandenerm zweiten Weltkrieg, nicht zuletzt wegen den Bundesaufträgen und auch weil traditionell relativ wenig exportiert wurde (und noch wird, nur etwa 2%, wozu auch einmal ein Auftrag für Poststempel nach Island und weitere ähnliche Aufträge nach Persien und Abessinien gehörten), konnte das 100jährige Jubiläum 1945 mit einem Betriebsausflug aufs Rütli gefeiert werden. Ausserdem ist in der damals eigens herausgegebenen Festschrift die eindrucksvolle Palette der damaligen Produkte dargestellt, ausser Metallstempeln aller Art insbesondere die seit 1926 hergestellten Velonummern, die 1989 durch das heute geltende Vignetten-Modell abgelöst wurden.

In der gleichen Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Firma wird die Lage der Fabrik wie folgt beschrieben: «Wir arbeiten in Hüttikon, einem kleinen Dörfchen im Zürcher Unterland, im fruchtbaren, ruhigen Furttal, 10 Autominuten von Baden und 20 von Zürich. Von der SBB-Station Otelfingen erreicht man unseren Betrieb in 15 Minuten zu Fuss, durch prächtige Wiesen und Äcker.»

Hierzu sei die Bemerkung gestattet, dass das Furttal heute dank seinem Fluglärm wahrscheinlich nicht mehr als so ruhig beschrieben würde, und beim forschen 15minütigen Fussmarsch von Otelfingen müsste man wahrscheinlich auch die inzwischen gebaute Kläranlage erwähnen.

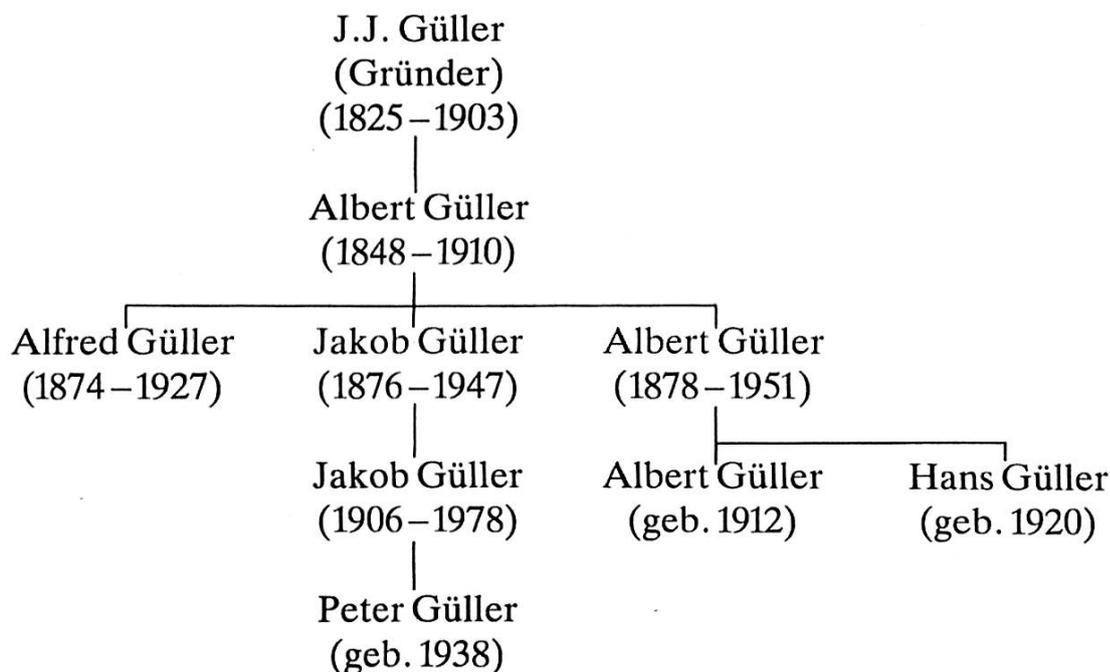


Abb. 4

*Blick auf Hüttikon und die voll ausgebaute Fabrik Güller (nach 1920).  
Vorne die Villa Güller*

## 6. Gründung der Aktiengesellschaft (1981)

1981 wurde die Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und heisst seither «Güller Söhne AG, Gravier- und Prägwerkstätte, Werkzeugbau-Stanzerei». Die nunmehr 5 Generationen von Firmeninhabern können in folgendem Stammbaum zusammengefasst werden:



J. J. Güller (1825 – 1903) war, wie bereits erwähnt, Gerichtspräsident und begab sich in dieser Funktion oft zu Fuss nach Dielsdorf. Im weiteren war Albert Güller (1848 – 1910) Kantonsrat, und verschiedene Firmenmitinhaber waren Präsidenten der Bezirkssparkasse Dielsdorf, wie z.B. letztmals Albert Güller (geb. 1912). Neben diesen Aufgaben im Dienste einer weiteren Öffentlichkeit ist viel besser bekannt, dass die Familie Güller jahrzehntelang den Gemeindepräsidenten von Hüttikon stellte (ohne Unterbruch von 1863 bis 1970) und ihn auch heute wieder stellt.

Bemerkenswert ist im übrigen noch, dass der in der dritten Generation tätige Firmenmitinhaber Alfred Güller der Vater des langjährigen Präsidenten und Mitbegründers der Heimatkundlichen Vereinigung Furttal war: Dr. Alfred Güller (1915 – 1991, Geologe und Meteorologe).

## 7. Reminiszenzen gegenwärtiger und ehemaliger Mitarbeiter

Peter Güller, jetziger Mitinhaber der Firma Güller, erinnert sich schmunzelnd, dass vor einigen Jahren ein Einfamilienhausbesitzer mit Lärmmessungen erreichen wollte, dass die weit über 100jährige Fabrik zu Gunsten seines neuen Einfamilienhauses verschoben werden müsse.

Gerne erinnert sich Hans Güller noch an die Anfertigung der Buch-Beschläge aus Messing, welche vor etlichen Jahren für die Faksimile-Ausgabe von «Diebold Schillings Spiezer Bilderchronik» anzufertigen waren, die der berühmte Faksimile-Verlag Luzern herausgab. Die Originale, bzw. Teile davon, musste er dabei eigenhändig holen, da sie zu wertvoll waren für einen Postversand.

Albert Güller (geb. 1912) trat im Jahre 1933 in die Firma ein und hat vor allem die damalige Krisenzeit noch lebhaft im Gedächtnis. Auf dem Höhepunkt der Krise um 1935/36 war manchmal so wenig Arbeit vorhanden, dass am Freitag und am darauffolgenden Montag nicht gearbeitet werden konnte. Als Alternative wurden dann hin und wieder im nahe gelegenen Wald der Familie Güller von den Fabrikarbeitern Waldstrassen gebaut.

Jürgen Straub, seit mehr als 25 Jahren als Graveur in der Fabrik tätig, denkt noch heute bewundernd daran, wie Jakob Güller (1906 – 1978) besonders schwierige und aufwendige Einstellungen und Einrichtungen von Maschinen fotografisch festgehalten hat, so dass allfällige Wiederholungen später wesentlich leichter vonstatten gehen konnten. Übrigens verstand er sich mit ihm immer ausgezeichnet und hatte oft Gelegenheit, über das gemeinsame Hobby, das Fotografieren, mit ihm zu fachsimpeln.

Knut Schultheiss, der die Lehre als Stahlgraveur bei der Firma Güller absolvierte und heute da wieder fest angestellt ist, denkt schmunzelnd an jene Episode zurück, wo er zusammen mit einem Lehrlings-Kollegen eine grosse Kiste mit mehreren tausend Velonummern in etwas nachlässiger Weise umkippen und ausleeren liess. Beim Zusammenräumen bemerkten sie beide mehrmals, wie gut es sei, dass alle drei Chefs abwesend waren. Als dann aber alle drei nacheinander ungeplant auftauchten, wurden die Lehrlingsköpfe immer röter, vor allem als eine weitere Kiste auch noch auf ähnliche Weise ausgeleert wurde...!

Vreni Rüeger, die in den Jahren 1966 – 1969 bei der Firma Güller eine kaufmännische Lehre absolvierte, war immer wieder wie magisch angezogen von den «geheimnisvollen» Tätigkeiten, die Wilhelm Scabell (der Vater des Graveurs Moritz Scabell) in der Schmiede ganz im östlichen Teil der Fabrik ausübte. Wie kein zweiter beherrschte er die Kunst des Härstens, für welche er stundenweise und nach Bedarf zugezogen wurde, um dann mit seinen Hantierungen und seiner ganzen Erscheinung eine richtige Zauberküchen-Atmosphäre aufkommen zu lassen.

Ruedi Graf, ehemaliger Stahlgraveur-Lehrling und heutiger Versicherungs-Berater sowie Gemeindeammann, hat noch lebhaft die recht feierliche Prozedur der Zahltagsverteilung vor Augen, sowie auch die zusätz-

lichen Rechenaufgaben von Theodor Surber, die alle Lehrlinge zu lösen hatten.

Ja, wer kennt sie nicht, die fast schon legendäre Person des Theodor Surber, wie er bei jedem Wetter, manchmal mit einer langen Pelerine ausgestattet, mit dem Velo und oft auch mit einem grossen Postsack «bewaffnet» der Fabrik zustrebte. Seit dem 2. Juli 1928 bis ins Jahre 1983, also insgesamt 55 Jahre, war er in der Fabrik tätig, nach einer Lehre als Mechaniker dann insbesondere auf dem Büro. Er erinnert sich noch lebhaft an eine Maul- und Klauenseuche, die in Hüttikon im Jahre 1938 ausbrach, und ihn wie alle anderen auswärtigen Arbeiter zwang, während mehr als zwei Wochen Hüttikon nicht zu verlassen. Die Familie Güller hat ihm damals ein Zimmer besorgt, das er nicht einmal zu bezahlen brauchte.

## 8. Gegenwart und Ausblick

Trotz der bemerkenswerten Tatsache, dass im Furttal die Firma Güller der einzige heute noch existierende Industriebetrieb aus dem letzten Jahrhundert ist, leidet natürlich auch sie an der gegenwärtigen Rezession. So sind heute noch 5 vollzeit- und 10 teilzeitbeschäftigte Angestellte tätig und so war es auch 1992 erstmals nötig, während einiger Monaten Kurzarbeit zu leisten.



Abb. 5

Trotzdem ist zu hoffen, dass die Firma Güller weiterhin floriert, bald ein würdiges 150jähriges Jubiläum feiern und möglicherweise auch einmal die sechste Generation erleben kann.

Christian Schlüer

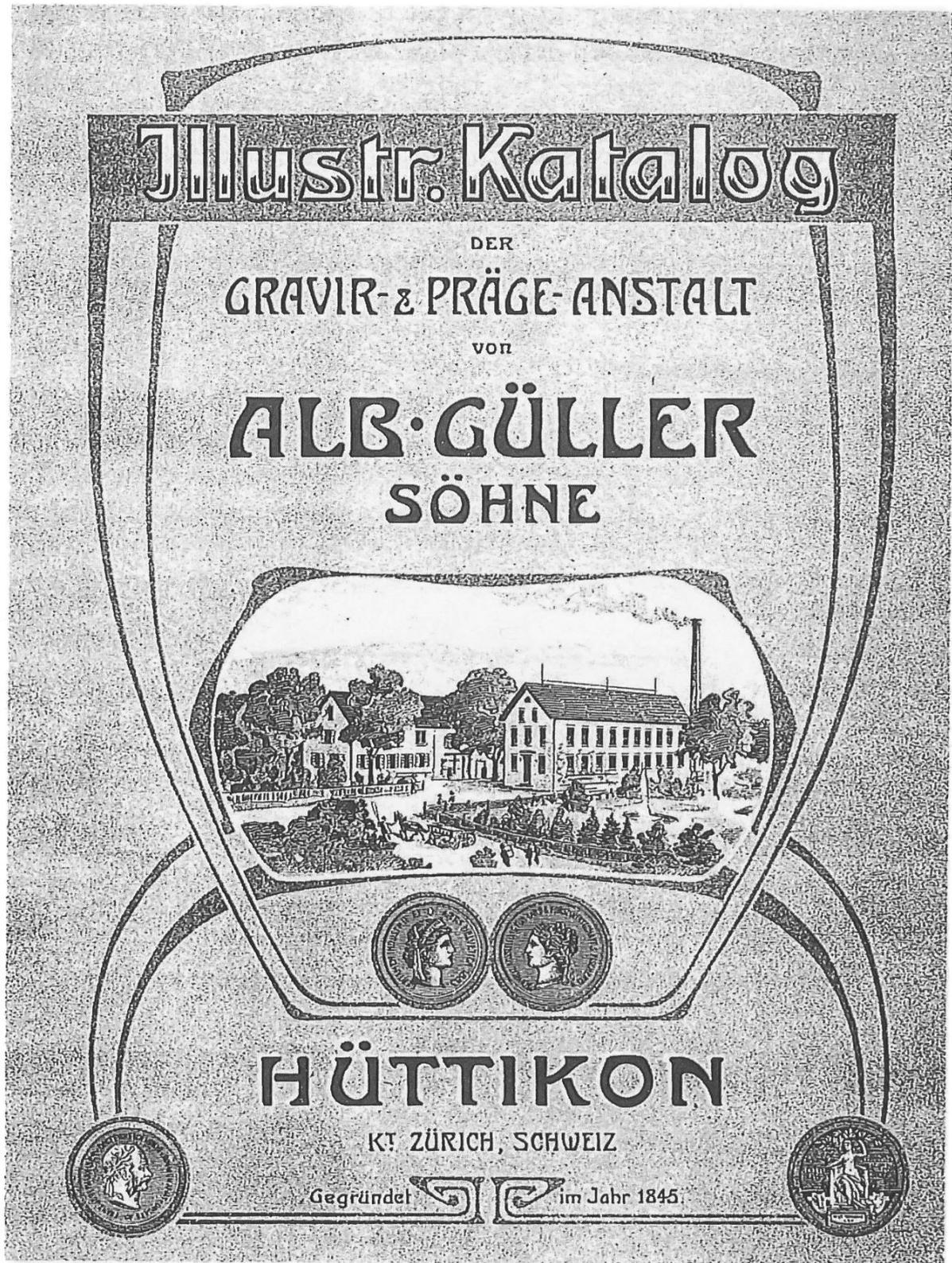


Abb. 6

# Die Gemeinde Otelfingen

## Geografische Lage

Otelfingen liegt im unteren Teil des zürcherischen Furttales, am Südfuss der Lägern. Die Grenzen reichen vom Furtbach auf 423 m ü.M. bis zum Lägerngrat auf ca 850 m ü.M. Westlich grenzt die Gemeinde an den Kanton Aargau.

## Grundfläche

720 ha, davon 54 ha überbaut, 254 ha bewaldet und 365 ha landwirtschaftlich genutzt.

## Einwohnerzahl

1608 (31. 12.1992); (1920: 566)

## Anzahl Arbeitsplätze

2078 (Betriebszählung 1991).

## Verkehrswesen

Angeschlossen an das S-Bahnnetz mit Zürich und Baden. Otelfingen besitzt 2 Bahnhöfe: Otelfingen-Riedholz und Otelfingen (-Hauptbahnhof!). Busverbindung nach Boppelsen.

## Schulen

Kindergarten/Primarschule im Dorf, Oberstufe zusammen mit den Kreisgemeinden Hüttikon, Dänikon und Boppelsen; Schulanlage in Otelfingen.

## Kirche

Die Kirche wurde als Ersatz einer mittelalterlichen Kapelle 1607 gebaut und 1843 mit dem heutigen charakteristischen Turmhelm versehen. Die reformierte Kirchgemeinde umfasst die Gemeinden Boppelsen, Hüttikon und Otelfingen. Die Gemeinde gehört zur katholischen Kirchgemeinde Regensdorf.

## Restaurants und Sportanlagen

5 Gasthäuser, 1 Mehrzweckhalle und 1 Tenniscenter.

## Vereine

Es herrscht ein reges Leben in den ca 25 Dorfvereinen. Darunter befinden sich nicht weniger als 4 Gesangsvereine!

## **Geschichte**

Das Furttal ist uraltes Kulturland. Funde in Otelfingen aus der Stein-, Bronze- und Römerzeit bestätigen dies. Die Besiedlung des Dorfes durch die Alemannen dürfte im 5. oder 6. Jahrhundert begonnen haben, darauf weist die Endung «-ingen» im Ortsnamen hin. Er bedeutet «Hof des Otolf». Urkundlich sicher nachgewiesen wird Otelfingen 1079. 1409 kommt das Dorf zusammen mit Regensberg zu Zürich. Nach 1798 bildete sich in mehreren Schritten die heutige politische Gemeinde heraus, die zum Bezirk Dielsdorf gehört.

## **Besonderheiten**

Otelfingen verfügt über einen sehr gut erhaltenen und kantonally geschützten Dorfkern. Eine Vielzahl von Riegelbauten und gepflegte Wohnhäuser lassen auf eine besondere Liebe der Bewohner zu ihrem Dorf schliessen. Als Besonderheit stechen die untere Mühle, die Brauerei und die Herrenwirtschaft mit ihrer Wandmalerei hervor. Auch der offen durch das Dorf führende Bach hat seine Reize. Der Wein aus den Otelfinger Rebbergen geniesst seit jeher einen guten Ruf, kann er doch von der Südlage und dem Schutz der Lägern profitieren. Weitläufige Felder, Wälder und Rebberge lassen den aufmerksamen Besucher noch viele stille und naturnahe Ecken finden. Der Steinbruch hoch oben an der Lägern birgt mit seinen Versteinerungen immer wieder Überraschungen. Im westlich davon gelegenen Eisloch kann man oft bis weit in das Jahr hinein Schnee und Eis beobachten, eine lokalklimatologische Besonderheit.

Durch eine vernünftige Baupolitik ist es gelungen, eine harmonische Entwicklung der Wohngebiete zu erreichen. Mitgeholfen hat die strikte Abgrenzung der Industriezone auf das Gebiet östlich und südlich der oberen Bahnlinie.

Wie viele andere Zürcher Gemeinden hat auch Otelfingen momentan Finanzsorgen. Laufend steigende Anforderungen an die Öffentlichkeit stehen nicht im Einklang mit den wirtschaftlich bedingten rückläufigen Einnahmen. Eine vernünftige Finanz- und Landpolitik soll mittelfristig Besserung bringen.

Man kann in Otelfingen sehr gut leben. Es wohnt sich noch «auf dem Land», und man ist trotzdem schnell in Baden oder Zürich, um vom überreichen Konsumangebot der heutigen Zeit Gebrauch zu machen. Wer «Otelfingen» sagt, meint *das* nach der Meinung seiner Einwohner und vieler Besucher schönste Dorf im Kanton Zürich!

## Die Brauerei von Otelfingen

Wer kennt sie nicht im Furttal, die «Braui» in Otelfingen? Das dominante, Behäbigkeit und Wohlstand ausstrahlende Haus mit seiner wunderbaren Gartenwirtschaft. Wo sich an warmen Sommerabenden jung und alt unter den Kastanienbäumen trifft. Aber wer weiss um die historische Bedeutung dieses Platzes, um die Herkunft der Wirtshausnamens?

### 1. Geschichte des Hauses

Das obere Ende des Mitteldorfes von Otelfingen schliesst seit Jahrhunderten eine markante Gebäudegruppe ab. Ist es links die mächtige, mit Treppengiebeln versehene und heute noch ihren einstigen Stellenwert zeigende «untere Mühle» (gebaut 1598 anstelle einer schon seit dem 14. Jahrhundert bestehenden Mühle), fällt dem Besucher rechts das wuchtige Rundbogentor der «Brauerei» auf. Auch dieses Haus hat seine grosse Bedeutung in der Geschichte von Otelfingen.

Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts verfügte das Spitalamt Baden in Otelfingen und Boppelsen über verschiedene Besitzungen. Der Lehenszins wurde in der Regel in Naturalien (Körner, Hafer, Wein) als «Zehnten» bezahlt. Um 1500 erbaute der Lehensherr neben der Mühle Otelfingen die «Zehntenscheune», worin die Naturalzinsen gesammelt und die Zehntgarben gedroschen wurden. Hinter der Zehntenscheune stand ein Wohnhaus mit Stall, im Volksmund «Felix Adamen im alten Haus» genannt. Dieses gehörte zum mittelalterlichen «Wylenhof».

Im Zuge der französischen Revolution wurde in der Schweiz die Möglichkeit geschaffen, sich von der Zehntenpflicht loszukaufen. Diese Gelegenheit benützten auch die Bewohner von Boppelsen und Otelfingen, und bereits 1807 hatte man die Spital-Schuld abbezahlt. Damit wurde die Zehntenscheune überflüssig, und das Spitalamt Baden versteigerte sie 1811 samt dem dazugehörenden Bauernhof in einer öffentlichen Gant um 2'000 Gulden an Hans Rudolf Bopp.

Der neue Besitzer brach bis auf einen alten Speicher von 1720 die Gebäude «Felix Adamen zum alten Haus» ab und erstellte, östlich an die Zehntenscheune angebaut, ein Wohnhaus mit einer Wirtschaft im Erdgeschoss. Es wurde «Gasthof zum Neuhaus» genannt und durch den Sohn Heinrich betrieben. Im Hinterhof wurde zur selben Zeit eine Scheune mit Anbau sowie ein Speicher mit Waschhaus errichtet, östlich der Wirtschaft entstand später eine Kegelbahn. Der Stall befand sich in der alten Zehntenscheune, die, wie auf der Vorderseite, auch auf der nördlichen Rück-

seite ein grosses Rundbogentor aufweist. Zum Besitz gehörte bachaufwärts ein ausgedehnter Baumgarten.

1844 verkaufte Heinrich Bopp, Hans Rudolf's Sohn, die gesamte Anlage an Rudolf Schibli, alt Sekelmeister (Schreibweise dieses Geschlechtes im Verlauf der Jahre unterschiedlich: Schibly, Schybli, Schiebli, Scheibli, Schibli). 1861 wurde nördlich an die Zehntenscheune ein Tanzsaal mit Bühne angebaut, der bis in die Siebzigerjahre dieses Jahrhunderts Versammlungen, Festen und Vereinsanlässen als Lokal gedient hat. Manche Episode wird heute noch über diesen Ort der Begegnung erzählt, und viele ältere Otelfinger trauern etwas diesem volkstümlichen und manchmal stickig heissen, aber doch urgemütlichen Saal nach (siehe S. 79). Nur die Serviertöchter dürften froh sein, wegen einer Veranstaltung im «Braui-Saal» nicht mehr Hunderte von Treppenstufen bewältigen zu müssen! Auch oft im Dorf weilendes Militär wurde regelmässig im Saal einquartiert. Feuerpolizeiliche Auflagen führten 1970 zur Schliessung.

Als 1860 in Otelfingen die neue Sekundarschule mit 31 Schülern eröffnet wurde (vorher mussten die Kinder des unteren Furttales nach Regensdorf in die höhere Schule), fehlte der geeignete Unterrichtsraum. So mietete die Gemeinde die «obere Stube des Herrn Salomon Schibli im Gasthaus Neuhaus» und stattete sie mit geliehenen Bänken und einer Wandtafel der Primarschule von Otelfingen und Dänikon aus. Erst als 1877 das neue Schulhaus an der Vorderdorfstrasse (heute Sitz der Gemeindeverwaltung) gebaut wurde, verliess die Sekundarschule das «Neuhaus» und zog freudig in den Neubau um.

Der Name der Wirtschaft wurde später in «Gasthof & Bierbrauerei zum Neuhaus» umgewandelt, um damit dem durch den Besitzer betriebenen Gewerbe Rechnung zu tragen. Im Volksmund hiess der Gasthof bis in die Zwanzigerjahre «Neuhaus», erst später bürgerte sich der Begriff «Brauerei» ein. Aber noch Mitte der Siebzigerjahre war am Haus die alte Bezeichnung zu lesen, bevor sie der Freilegung der Riegelkonstruktion im oberen Gebäudeteil zum Opfer fiel. Auf dem mächtigen, oben gerundeten Tenntor auf der Strassenseite war eine sehr schöne Malerei zu sehen. Sie muss in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden sein und wurde seither regelmässig erneuert. Ornamente aus Blumen, Reben und Blätterzweigen in weisser Farbe rankten sich um einen Wappenschild, der den sechszackigen Stern der Familie Bopp zeigte. Als die Malerei vor ungefähr 20 Jahren wieder sanierungsbedürftig geworden war, wurde das Kunstwerk leider nicht mehr renoviert und ist inzwischen total abgewittert. Am östlichen Giebel des Wohnhauses ist das Baujahr 1811, die Initialen des Erbauers «R B» sowie ebenfalls der «Bopp-Stern» sichtbar. Die Gebäude werden heute als Wohn- und Gasthaus sowie für landwirtschaftliche und gewerbliche Zwecke genutzt.



Abb.1

*Gasthaus Brauerei, Vorderdorfstrasse 41, Otelfingen. Im Hintergrund die «Untere Mühle». Aufnahme von 1986.*

In seiner äusseren Erscheinungsform zeigt sich das Gebäude (mindestens in der Vorderfront) heute noch wie nach dem Bau von 1811. Ein Fachmann beschreibt es 1986 wie folgt:

*Mächtiges, das obere Ende der Vorderdorfstrasse dominierendes, traufbetontes ehemaliges Bauernhaus mit zahlreichen Neben- und Anbauten um nördliche Hofanlage. Ursprünglich Zehntenscheune und Bauernhaus mit Wirtschaft, später Brauerei, heute Wirtschaft mit teilweise landwirtschaftlich genutzten Nebengebäuden. Die ältesten Bauten befinden sich entlang dem Dorfbach.*

*Hoher, zweigeschossiger Sockel, massiv, mit grossem, originalem Tenntor mit Sandsteineinfassung und Schlussstein, alten Beschlägen und Bändern. Fenster und Türen mit Sandsteingewänden, Haupteingang mit Originaltüre und Inschrift in Sandsteinsturz «18 RV BO II». Im 2. Obergeschoss Sichriegelkonstruktion mit Kreuzstreben in Brustgefachen.*

*In Dorfbach fallende westliche Giebelwand aus Bruchsteinen gemauert, mit Verputz. 9 ursprüngliche (davon 5 schartenförmige) Fensteröffnungen mit Gewänden aus Sandstein, zwei Fensterausbrüche späteren Datums.*

*Östliche Giebelfassade mit asymmetrisch angeordneten, in Sandstein gefassten Öffnungen. Nordseite mit Freitreppe in Holz, «Ochsenauge».*

*Satteldach mit hoch angesetzten Aufschieblingen, grosse Giebellukarne in Achse des Tenntors mit Okulus, profiliertem Ankerbalken und seitlichen Laubsägeverzierungen. Dachuntersicht holzverschalt, vollständig mit Biberschwanzziegeln eingedeckt.*

*Alte Scheune auf Nordseite entlang Bach, verbunden mit Zwischenbau über hinterer Tenneinfahrt, in Fachwerkkonstruktion, Flugpfetten und zwiebelförmige Zugbänder, teilweise verdeckt durch vorgebaute Remisel Scheune. Schönes originales Türgericht aus Holz mit Rundbogensturz, eingraviert die Jahreszahl 1720.*

*Gesamtbeurteilung: Sehr komplexe und durch zahlreiche, sich ablösende Funktionen bestimmte Gesamtanlage von ortsgeschichtlicher Bedeutung und hervorragendem Situationswert bezüglich der Nachbarschaft zur «Unteren Mühle», der räumlichen Begrenzung des Dorfbaches und dem Abschluss des Raumes «obere Vorderdorfstrasse».*

Heute wird die «Braui» durch die Familie Walter Meier-Buff, Nachfahren von Friedrich Schibli betrieben, während im hinteren Teil ein weiterer Familienzweig die Firma Schibli Getränke AG führt.

## **2. Das Brauereigewerbe von Otelfingen**

Wie der heutige Name der Liegenschaft zeigt, befand sich hier früher eine Bierbrauerei. Sie gehörte im letzten Jahrhundert in die Reihe der vielen Kleinbrauereien, die es landauf landab in Mittel-, Ost- und Nordeuropa gab. Mit diesem Gewerbe, das einige Jahrzehnte die industrielle Entwicklung von Otelfingen prägte, wollen wir uns vertieft befassen.

### **Herkunft und Herstellung von Bier**

Der Ursprung des Bieres verliert sich im Altertum. Bereits in Ägypten und in Mesopotamien kannte man Bier in den verschiedensten Formen. Auch in unserer Gegend wurden schon zur Keltenezeit bierähnliche Getränke konsumiert. Als Erfinder des Bieres nennt die Sage Gambrinus. Im Mittelalter waren es oft die Klöster, welche die Herstellung von Bier betrieben und die Qualität verfeinerten. Im 18. und 19. Jahrhundert entstanden in vielen Städten und Orten kleingewerbliche Braubetriebe, die den lokalen und regionalen Bedarf deckten.

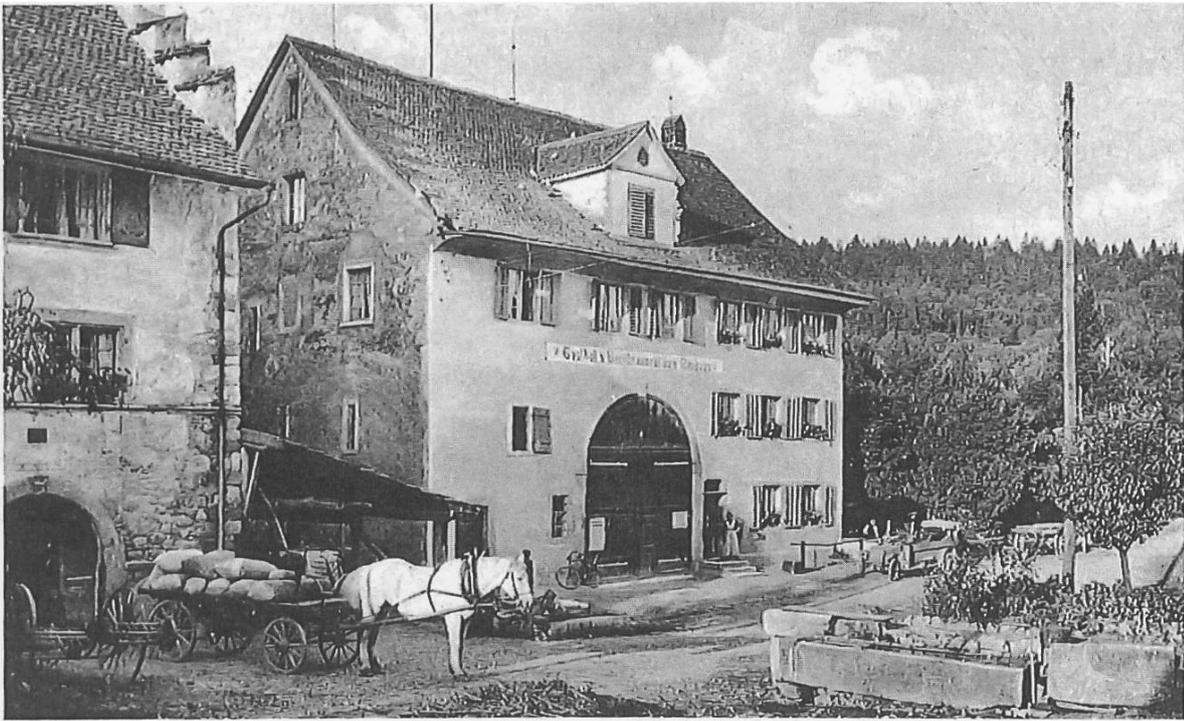


Abb. 2

*Gasthof und Brauerei zum Neuhaus, Otelfingen. Man beachte das alte Auto rechts vor der Wirtschaft! Ansichtskarte, um 1912.*

Als Basisprodukt wird die Gerste genommen. Durch das Einlegen in Wasser, das Ankeimen und Trocknen, entsteht das Malz. Im Wasser wird das geschrotete Malz erhitzt und unter Zugabe von Hopfen gewürzt. Nach dem Abkühlen tritt durch Beifügen von Hefe der Gärprozess ein. Durch geeignete Pflege und Behandlung erhält das Bier seinen charakteristischen Geschmack. Dann erfolgt die Abfüllung in Fässer oder Flaschen. Diese schematische Aufzählung der Arbeitsschritte zeigt natürlich nur unvollkommen die nötige und sorgfältige Verfahrensweise, die mit der Anwendung von vielen Produktionsgeheimnissen verbunden ist. Jeder Brauer war und ist stolz auf «sein» Rezept, das seinem Bier den unverwechselbaren Geschmack verleiht.

### **Betrieb einer ersten Brauerei in Otelfingen von 1846 – 1854**

1846 versuchte sich Rudolf Schibli, der Besitzer der ehemaligen Zehnten-scheune und des «Gasthofs zum Neuhaus» als Bierbrauer. In einem Speicher, der sich im heutigen Garten südlich des Hauses Oberdorfstrasse 1 befand, wurde ein kleines Sudwerk mit Mälzerei eingerichtet, und im Keller lag der Gärraum. Als Lagerraum für das Bier baute Rudolf Schibli in einen Sandsteinfelsen östlich des «Ghei» einen Keller von 85m<sup>2</sup>, der auch im Hochsommer nicht wärmer als 6 Grad Celsius wurde. Die Menge

des Bierausstosses dürfte jedoch sehr bescheiden gewesen sein. Eine erhalten gebliebene Quittung für Etiketten zeigt, dass schon damals Flaschenbier abgefüllt und verkauft wurde.

Mangels Absatz, und weil wohl auch das nötige Fachwissen fehlte, wurde 1854 der Betrieb wieder eingestellt und die Anlagen abgebrochen. Das Gebäude blieb noch einige Jahrzehnte stehen und verschwand erst um die Jahrhundertwende. Bei Arbeiten an der Kanalisation stiess man 1959 auf ein die Hinterdorfstrasse querendes Bruchsteingewölbe von 50 × 90 cm Innenweite. Es mündet heute noch unter der Mühlebrücke in den Dorfbach und ist offensichtlich der Abwasserkanal des ehemaligen Brauereibetriebes.

### **Brauerei Friedrich Schibli, Otelfingen, 1873 – 1915**

Der Enkel von Rudolf Schibli, Friedrich (1857 – 1929), hatte den Beruf eines Brauers gelernt. Sein Vater Salomon (1822 – 1880) richtete ihm deshalb 1873 (Friedrich war gerade erst 16 Jahre alt geworden!) im Speicher hinter dem «Gasthof zum Neuhaus» eine Bierbrauerei ein. Sie wurde ein Jahr später um einen grossen Keller erweitert. Als Gärraum diente ein Weinkeller, und gelagert wurde das Bier im Felsenkeller des Ghei. Es war anfänglich eine 8hl, später auf 12hl vergrösserte Braupfanne vorhanden, und man stellte aus mährischem Malz und bayerischem Hopfen helles und dunkles Bier her. Produziert wurde nur zwischen Oktober und April, wobei die ganze Arbeit Friedrich Schibli zusammen mit einer Hilfskraft verrichtete. Der Absatz betrug im ersten Jahr 180hl, und die Kundschaft wurde vornehmlich im Bezirk Dielsdorf sowie im Raum Baden gefunden. Mit zuerst 2, später 4 und 6 Pferden wurde das Bier in Fässern den sich überwiegend aus Wirtschaften und Hotels bestehenden Abnehmern zugeführt. Die Kegelbahn musste deshalb einem Pferdestall weichen.



Abb. 3

Das Geschäft entwickelte sich sehr gut. Friedrich Schibli war offensichtlich ein äusserst tüchtiger und initiativer Mann. Laufend nahm er technische Verbesserungen und Umbauten vor, und es wurden Lehrlinge und weitere Mitarbeiter beschäftigt. Bereits 1889 lässt der fortschrittliche Unternehmer auf eigene Rechnung eine Telefonleitung von Baden nach Otelfingen bauen! Während vielen Jahren blieb dies die einzige Fernsprechverbindung im Dorf, und selbst die Gemeindeverwaltung benützte sie rege.

Einem Kassenbuch von Friedrich Schibli sind interessante Informationen zu entnehmen. So kostete um 1880

1 grosses Glas Bier	Fr. -.20
1 Liter Wein, Ankauf	-.50
ausgeschenkt	1.—
1 Liter Sauser, Ankauf	-.27
ausgeschenkt	-.60
1 Liter Most	-.40
1 Schnaps	-.20
1 Magenbitter	-.30
1 × Wurst und Brot	-.35
1 Zigarre	1.—
1 zerbrochenes Bierglas	-.50

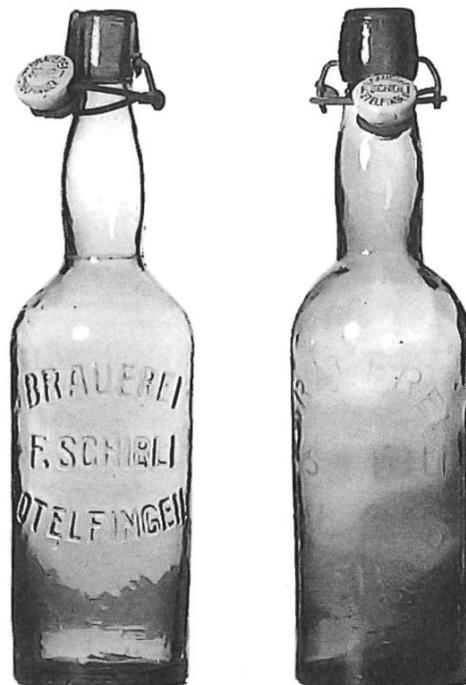


Abb. 4

*2 Original-Bierflaschen der Brauerei F. Schibli, Otelfingen. Rechts mit geätzter, links mit profilierter Schrift. Verwendungszeit zwischen 1873 (rechts) und 1915 (links).*

Die laufenden Konsumationen der Einheimischen wurden «angeschrieben» und zum Teil erst nach Jahren wieder mal bezahlt oder durch Gegengeschäfte getilgt. Daneben liess man häufig beim Wirt Geld, oft in Kleinbeträgen von wenigen Franken, das mit 4% Zins auf Martini (11. November) wieder fällig wurde. Für einen zahlungsunfähigen Otefingler entrichtete Schibli 1887 sogar einmal Fr. –.85 für die Reblaussteuer! Ganz säumige Zahler unterzeichneten Schuldverschreibungen.

Daneben führte Friedrich Schibli Arbeiten für andere aus. Er verrechnete z. B. für

1 Fahrt mit einem Fuder Heu nach Zürich	Fr. 10.—
1 Tag Steineführen aus dem Steinbruch am Berg	15.—
1 Tag Holzschleiken und Führen	12.—
1 Tag Pflügen und Eggen	12.—

Aber auch Lohnarbeiten sind erwähnt. Schibli bezahlte für

1 Tag Rebenarbeit durch eine Frau	Fr. 2.50
1 Tag Arbeit in der Streue im Ried	1.50
1 Tag «eisen» (Eissägen im Ried)	2.—
1 Tag «trotten» (Arbeit in der Trotte)	2.—
1 Rebstickel sägen	–.01
1 Reisswelle machen	–.05

Wie man sieht, stand das Wirtshaus und sein Besitzer mitten im Dorfleben. Man verdiente an seinen Mitbürgern, gab selbst aber auch Verdienst.

Das Eis für Kühlzwecke musste im Winter im Otefingler Ried gesägt werden und wurde zuerst in einem Holzschopf und dann in einem 1893 gebauten Eiskeller eingelagert. Damit es im Sommer nicht zu schnell schmolz, wurde das Eis zwischen den Schichten sehr gut mit Sägemehl und Stroh «isoliert». 4 Jahre später kaufte Friedrich Schibli eine mit einem 10-PS-Elektromotor betriebene Kühlmaschine. Deshalb baute er auf eigene Kosten eine Freileitung vom Elektrizitätswerk H. Boller, Dietikon (später durch das EWZ übernommen) via Würenlos – Kempfhof – Birch nach Otefingen. Das nötige Brauchwasser beschaffte man sich 1898 durch das Fassen von je einer Quelle im Oberdorf (diese besteht heute noch und befindet sich im Keller eines Bauernhauses) und bei der oberen Mühle, zu denen 1911 sogar ein Sodbrunnen mit Pumpwerk (70 Minutenliter) kam.

1903 wurden nochmals neue und auf dem technisch letzten Stand befindliche Maschinen und Anlageteile eingebaut.

Im Betrieb arbeiteten nun ein Sohn und ein Schwiegersohn von Friedrich Schibli mit. Der Absatz stieg auf 2800hl, und ab 1912 wurde das Bier mit einem 3,5-Tonnen-Berna-Lastwagen den Kunden zugeführt. Das erste Auto im Dorf erreichte mit seinen 30 PS auf Vollgummipneus eine Höchstgeschwindigkeit von 26 km/h. Es wurde auch rege durch die verschiedenen Dorfvereine für Ausflüge und Reisen benützt. Dazu bestückte man die Ladebrücke mit Sitzbänken und schmückte oft die Aussenseiten mit Girlanden. Dass dabei die Otelfinger Vereinsfahne mitgeführt wurde, war selbstverständlich.



Abb. 5

*Strassenseitiges, südliches Tenntor des Gasthauses Brauerei, Otelfingen. Ornamentale Malerei um das Wappenbild der Familie Bopp. Vergrößerung aus einer Aufnahme von ca. 1920.*

1914 brach der erste Weltkrieg aus. Der Mangel an Malz, die hohen Preise für Hopfen und die grosse allgemeine Unsicherheit veranlassten den Besitzer Friedrich Schibli, die Brauerei stillzulegen. Er hoffte bei einer Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf eine Wiederaufnahme des Betriebes. Zur Überbrückung kaufte Schibli Bier in Fässern von der Brauerei Hürlimann und später von der Brauerei Haldengut ein, das per Bahn nach Otelfingen kam, und füllte es in eigene Flaschen ab. Noch 1922 wurde Schiblis Anlage in der Fachliteratur als die einzige betriebsbereite Kleinbrauerei des Kantons Zürich genannt.

Aber die Entwicklung im Brauereigewerbe ging hin zu immer grösseren, leistungsfähigeren und damit kostengünstigeren Anlagen. Dieser Vorgang ist sogar heute noch nicht abgeschlossen! Damit verschwand wie in so vielen anderen Orten der Schweiz auch im Furttal eine Kleinbrauerei, die sich zwar dank eines tüchtigen und aufgeschlossenen Besitzers einige Jahrzehnte sehr gut behauptete, jedoch nach dem ersten Weltkrieg mit den Veränderungen nicht mehr Schritt halten konnte.

Die Anlagen wurden nach und nach abgebaut und verschrottet. Nur noch Einzelteile oder Maschinen (z.B. die Eismaschine), einzelne Gebäude und der Lagerkeller im Ghei sind der Nachwelt erhalten geblieben. Ge-



Abb. 6

*Erster Lastwagen der Brauerei F. Schibli, Otelfingen, 1912. Marke Berna, 3,5 Tonnen, 30 PS, Höchstgeschwindigkeit 26 km/h.*

blieben sind aber auch die Erinnerungen an eine Zeit, wo das Gewerbe und Handwerk noch sehr kleinräumig die Bedürfnisse der Bevölkerung decken konnte. Und wo man nicht meinte, nur Bier aus Pilsen oder Dänemark sei richtiges und schmackhaftes Bier!

Hans Günter

*Und hier noch eine Geschichte zum Braui-Saal:*

### **«Viel Aufwand – wenig Ertrag oder Nachbarhilfe auf aargauisch**

Vor einigen Jahrzehnten führte der Männerchor Otelfingen im Braui-Saal wieder einmal einen seiner berühmten Unterhaltungsabende durch. Es wurden schon Monate vorher neue Lieder eingeübt und ältere wieder aufgefrischt, für die Aufführung des Schwankes «Früelig im Buechehof» probte man intensiv, und vieles andere wurde vorbereitet. Dann war der Termin im Februar da.

Der Aufführung war ein sensationeller Erfolg beschieden, sodass sie kurz darauf wiederholt werden musste, und für die Senioren des Dorfes machte man auf Ersuchen des Gemeinderates sogar eine Extravorstellung. Alle drei Abende waren ausverkauft, die begeisterten Zuschauer amüsierten sich köstlich und konsumierten tüchtig und vereinskassenfreundlich.

Weil eine Theatergruppe aus dem benachbarten Aargau kurz vorher ebenfalls dieses Stück aufgeführt hatte, überliessen diese dem Männerchor unentgeltlich ihre sehr schön gemalten Kulissen. Zum Dank luden die Otelfinger die Aargauer zur 2. Vorstellung ein und offerierten einen freien Abend. Diese nahmen die Einladung freudig an und gerieten (ob der tollen Darbietung, der allseits bekannten Qualität des Otelfingers oder einfach weil der Männerchor so freizügig war?) in eine ausgelassene Trinkerlaune.

Die Männerchörler freuten sich auf den schönen Verdienst, den sie mit viel Aufwand erarbeitet hatten. Als man jedoch Bilanz zog, blieb für all die Mühe ein lumpiger Reingewinn von Fr. 27.30. Die Schuldigen waren schnell gefunden, und es fiel manches unguete Wort über die trinkfesten Aargauer! Zur Ehrenrettung der freundnachbarlichen Beziehungen muss aber noch erwähnt werden, dass auch der Regisseur mit seiner Gage kräftig mithalf, das Ergebnis so enttäuschend werden zu lassen.

Böse Zungen behaupten noch heute, dass dies der Grund sei, warum im Braui-Saal seither kein Theater mehr gespielt wird.»

## **Quellenangaben**

- Güller A., Ortsgeschichte Otelfingen, 1991
- Schöllhorn F., Das Braugewerbe und die Brauereien des Kantons Zürich, 1922
- Gemeindearchiv Otelfingen
- Grundbuchamt Dielsdorf
- Staatsarchiv Zürich
- Zentralbibliothek Zürich
- Bilder und Dokumente aus Privatbesitz
- mündliche Informationen aus der Bevölkerung

# Die Gemeinde Regensdorf

## Statistische Angaben

### Grundfläche

1456ha, davon Wald 328ha, Landwirtschaft 593ha (davon 4ha Reben in Watt), überbaute Fläche 295ha, übriges Gebiet (Katzensee, Verkehrswege, Industrie, Kiesabbau) 240ha.

**Einwohnerzahl** (Stand 31.7.93): 13589. (1950: 2066, 1900: 1275)

Fraktionen: Regensdorf 8360, Watt 1772, Adlikon 3457

Schweizer 9856, Ausländer 3773; Gemeindebürger 1194.

Protestanten 5722, Katholiken (röm. kath.) 5070, andere (auch Konfessionslose) 2797.

### Arbeitsplätze

(Stand Ende 1985) 7464. Zahl der Betriebe (Stand Ende 1985) 674 (davon ca. 50 Industrie, 29 Landwirtschaft);

Gewerbe- und Industrieverband.

### Gemeindeordnung von 1993:

7 Gemeinderäte, Gemeindeversammlung

Protokolle der Gemeinderatssitzungen seit 1829

Schutzinventar der Gebäude 1989 (ohne eigentliche Schutzwirkung)

Neues Gemeindehaus (1990).

### Zivilgemeinden

in Watt und Adlikon (in Regensdorf 1967 aufgehoben).

### Schulgemeinden

Primarschulgemeinde (Unterstufe), Oberstufenkreisgemeinde (zusammen mit Buchs und Dällikon, mit Sekundar- und Realschule, dazu AVO-Schule Petermoos in Buchs [abteilungsübergreifender Schulversuch an der Oberstufe]).

### Altersheime

2 (Alters- und Pflegeheim Furttal APF und AH Langfurren).

**Neue grosse Kläranlage im Bau** (ARA Wüeri).

## **Kirchen**

Reformierte Kirche (von 1705), reformierte Kapelle (von ca. 1200), Kirchengemeindehaus (1991), Gemeindehaus Mühlihus; römisch-katholische Kirche mit Pfarreizentrum (1974).

## **Kantonale Strafanstalt**

alte Anstalt (erbaut 1899 – 1901); Neubau Strafanstalt Pöschwies bezugsbereit 1995 (für 347 Insassen).

## **Einkaufszentrum**

seit 1973, Post, ca. 30 Läden, Gemeindesaal, Hotel, Fitnesszentrum.

Banken 4, Ärzte 12, Tierärzte 3, Zahnärzte 6.

## **Verkehr**

Eisenbahn (seit 1877, seit 1990 S-Bahnhof).

Busbetrieb innerhalb der Gemeinde, mit Furttalgemeinden, Zürich und Würenlos.

**Restaurants** 19 (Regensdorf 13, Watt 4, Adlikon 2); **Hotels** 2.

## **Vereine**

77 (Sport 36, Musik 10, Jugend 6, heimatbezogen 4, Naturschutz 2, kulturell 2, religiös 1, Interessengruppen 13, Verwaltungen in Vereinsform 3); Vereinskartell

*Sportanlage Wisacher* (1982), Schiesstände (300m und 50m), Vita-Parcours Pösch, Fitnesszentrum mit Hallenbad, Freibad Katzensee (auf Stadtboden).

**Gemeindemuseum** (1977); **Freizeitanlage** (1988).

## **Regensdorfer Musikwochen**

(seit 1984, jeweils Ende Juni).

## **Sehenswürdigkeiten**

Katzenseeschutzgebiet, Ruine Alt-Regensberg (11. – 15. Jh.), romanische Kapelle (um 1200), Gemeindemuseum (in einem Spycher von 1722).

## **Lage**

Regensdorf liegt am Nordfuss des Gubrist (Moränenhügel, höchster Punkt 615 m ü. M.). Die breite Talsohle war bis zu den Furtbachabsenkungen ab 1870 weitgehend versumpftes Riedland (tiefster Punkt Riet 426 ü. M.) und landwirtschaftlich nur bedingt nutzbar. Auf der Nord-

seite des Riets (höchster Punkt Teufelsbüel 516 m ü. M.) liegen Watt mit Oberdorf und Adlikon. Erst die Trockenlegung des Furttals ermöglichte die landwirtschaftliche und bauliche Erschliessung des grossen Gebiets, das durch die Güterzusammenlegung von 1922 – 1926 eine übersichtliche Struktur erlangte. Anteil an dem auf der Wasserscheide zwischen Furtbach und Glatt gelegenen Katzensee.

### **Geschichte**

Regensdorf ist alt, die archäologischen Funde setzen in der späten Mittelsteinzeit (5 Jahrtausend v. Chr.) ein, die Römer bauten hier ihre Villen und Strassen, das Mittelalter bescherte dem Ort eine der wichtigsten Burganlagen der Gegend. Der Ortsname leitet sich vermutlich von einem alemannischen Siedler des 6./7. Jh. ab, der sich Regan oder ähnlich nannte. 870 taucht der Name erstmals auf als *Reganesdorf*. Die Freiherren von Regensberg bezogen ihren Namen vom Dorf. Sie errichteten ihre Stammburg auf einem Moränenhügel beim Katzensee und beherrschten im 13. Jh. einen Landstrich, der sich vom Rhein bis zum Zürcher Oberland erstreckte. Die Verzettelung des Gebiets im späten Mittelalter brachte dem Dorf die Herrschaft verschiedener Dienstmannen und Klöster, auch von Bürgern der Stadt Zürich, wobei sich langsam eine Dorfgemeinschaft entwickelte, die sich Rechte zu erwerben und zu erhalten wusste. Erste Öffnung (Dorfrecht) 1426.

1468 kamen Burg und Dorf an Zürich, das 1469 Regensdorf mit den umliegenden Gemeinden zu einer «Inneren Vogtei» machte. Um 1800 war Regensdorf kurze Zeit Distriktshauptort, kam dann kurz zum Bezirk Bülach, 1815 zu Regensberg und gehört seit 1871 zum Bezirk Dielsdorf. In der Mitte des 20. Jh. wandelte sich das bäuerliche Dorf schnell zum Industrieort, was mit einer starken Vermehrung der Bevölkerung und der örtlichen Infrastruktur verbunden war. In Regensdorf geben sich heute Dorf und Stadt die Hand, aber der Ort setzt sich immer noch deutlich vom benachbarten Zürich ab.

---

### **Schwanengesang auf die Kirche in der Strafanstalt Regensdorf**

Die Kantonale Strafanstalt in Regensdorf wird derzeit neu gebaut und soll 1995 eröffnet werden. Dann wird der bestehende Bau, der von 1899 bis 1901 errichtet wurde, abgebrochen. Eine Erhaltung des Altbaus steht nicht mehr zur Diskussion, auch wenn in letzter Zeit der Ruf danach laut geworden ist, ihn wegen der derzeitigen Überfüllung der Gefängnisse zu erhalten und notdürftig instand zu stellen. Eine Sanierung

des Altbaus und dessen personelle Bestückung ist indessen nicht mehr zu verantworten, weshalb man von diesem Relikt des Strafvollzugs aus dem 19. Jahrhundert Abschied nehmen muss.

Es gibt in der noch bestehenden Anstalt zwei Bauteile, die einem den Abschied allerdings schwer machen: das Portalgebäude und die Kirche. Das erstere stellt mit der rustikalen Toreinfassung aus Gneis-Granit von Osogna eine architektonische Einheit von grosser Ausgewogenheit dar. Die in seinem Dachreiter hängende Glocke der Zürcher Giesserei Füssli von 1789 läutete noch bis ca. 1975 «zur Markierung der für den Strafanstaltsbetrieb bestimmten Zeiten» (1). Im Obergeschoss des Verwaltungstrakts mit seiner grosszügigen Freitreppe befindet sich die Kirche. Diese ist mit ihren heute noch 236 fest eingebauten Sitzen für den Zweck, wozu sie eigentlich geschaffen wurde, seit langem viel zu gross. Nur noch etwa 10% der Gefangenen machen vom Angebot der Gottesdienste Gebrauch, wobei die Muslime die Reformierten an Zahl übertreffen. Die Verwendung als Mehrzweckraum für Anlässe aller Art hat sich von selbst ergeben. In der Weisung zum Beschluss des Kantonsrates zum Neubau (vom 27.2.1985) heisst es u.a.: «Heute im Strafvollzug



Abb. 1

*Blick zur Orgelempore im Westen. Vorne die Türen zu den Männersitzreihen, im Mittelgrund die Scheidewand zwischen dem Männer- und Weiberteil. Originalzustand 1901.*

selbstverständliche Nebenräume für Ausbildung und Freizeit fehlen (in der heutigen Anstalt) vollständig, wenn man von der Kirche und von Provisorien absieht, deren Benützung mit Sicherheits- und Brandrisiken verbunden ist» (2). Die Anstaltskirche wird allein als für den modernen Strafvollzug noch tragbare Räumlichkeit namentlich erwähnt. Im Neubau wird sie ersetzt sowohl durch einen nur den Gottesdiensten vorbehaltenen Kultraum mit 50 Plätzen wie auch durch einen Gemeinschaftsraum, in dem alle Insassen Platz haben. Auch wenn die kirchlichen Bedürfnisse in der neuen Anstalt baulich gewiss optimal befriedigt werden, verliert man mit der alten Kirche doch eine Gebäulichkeit, die ihresgleichen in der Schweiz sucht. Zweck der nachfolgenden Ausführungen ist es, das dem Untergang geweihte Baudenkmal wenigstens dokumentarisch zu erhalten.

Als man in den neunziger Jahren daran ging, die zu kleine und baulich ungeeignete Anstalt im ehemaligen Dominikanerinnenkloster Oetenbach in Zürich zu ersetzen, machten die mit der Planung betraute Kommission und später die besonders damit beauftragten Personen (Anstaltsdirektor Curti und Kantonsbaumeister Fietz, der dann auch die



Abb. 2

*Blick zur Ostwand mit der gemalten Steinimitation. Jeder Männersitz war verschliessbar mit gerundeter Schnappschlosstüre. Trennwand zwischen den Gefangenensträflingen(links) und den Zuchthaussträflingen (rechts). Originalzustand 1901.*

Pläne für die neue Anstalt schuf) Reisen in 16 neuere ausländische Zuchthäuser und Gefängnisse, um die Bauten und die darin angewendeten Strafsysteme zu studieren (3). Man erkannte die Vorzüge der Isolierung der Gefangenen. Das irisch-progressiven Haftsystem, das zuerst vollständig isoliert und bei Bewährung stufenweise die Arbeitsgemeinschaft mit Mitgefangenen und andere Erleichterungen bringt, überzeugte am meisten und wurde denn auch übernommen. Realisiert wurde auch das panoptisch angelegte pennsylvanische Zellensystem, bei dem *ein* Aufseher alle Zellentüren von einem zentralen Standort aus zu überblicken vermag. Der strahlenförmig angelegte Zellenbau wurde ergänzt durch Arbeitsräume, Krankenhaus und als einzigen Gemeinschaftsraum eine Kirche, in der alle Gefangenen jeden Sonntag dem Gottesdienst beiwohnen mussten. Gegenüber der katholischen Konfession und anderen Religionen wurden bei dieser Praxis nur selten Konzessionen gemacht. In der im Kanton Zürich befindlichen Anstalt war der Gottesdienst natürlich protestantisch, wofür schon 1821 eine vollamtliche und mit Amtswohnung versehene Pfarrstelle geschaffen worden war. Diese Pfarrei wurde 1901 beim Bezug der neuen Anstalt in Regensdorf übernommen. Für die Katholiken gab man schon in Zürich viermal pro Jahr Gelegenheit zur Beichte. Nur Schwerkranke durften den Besuch eines Priesters erbitten, sonst hatten sie sich völlig der

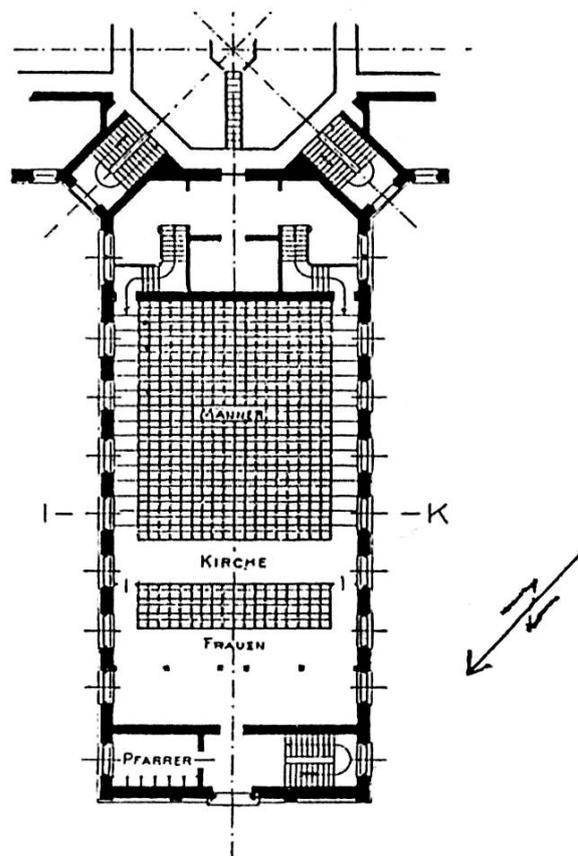


Abb. 3

Grundriss der nach Nordwesten ausgerichteten Kirche. Massstab ca. 1 : 600.



hend entspricht, wird jedermann, der sie mit eigenen Augen sieht, bezeugen können. Die baldige Vernichtung der Kirche rechtfertigt ein gewisses Gefühl der Trauer und auch die hier über sie verlorenen Worte.

Eine Besonderheit ist der Umstand, dass die 23,5m lange und 13,5m breite Kirche nicht geostet, sondern nach Westen (genauer nach Nordwesten) ausgerichtet ist. Dieser Mangel geht wohl zu Lasten des Architekten, Kantonsbaumeister Hermann Fietz d. Ae (1869 – 1931). Die richtige Ausrichtung der Kirche, jene nach Osten (bzw. Südosten), wäre ohne grössere Planänderung zu bewerkstelligen gewesen. Heute bemerken vor allem die Muslime die falsche Orientierung, denn sie wenden sich beim Freitagsgebet zu den aufsteigenden Sitzreihen und nicht zur Kanzel.

Die Kirche musste drei Bedingungen erfüllen: 1. Trennung (auch Sichttrennung) zwischen Männern und «Weibern», 2. Trennung der einzelnen Gefangenen voneinander, 3. eine in Bescheidenheit sich kleidende Würde der Erscheinung. Das *erste* Postulat erfüllte man, indem man die Frauen vor die Männer setzte und durch eine fast 3m hohe Holzwand abtrennte, auch für beide Teile getrennte Zugänge schuf. Die



Abb. 5

*Blick zur Orgelempore, neues Gestühl von 1949. Vor der Trennwand zu den Frauen Altarschrein und Mensa mit Skulpturen von Wilhelm Klink (heute im Gemeindemuseum Regensdorf), daneben zwei Priestersitze. An der Brüstung der Empore zwei gerahmte Lithographien. Zustand 1951.*

Männer betraten den Raum von der «Centralhalle» aus von hinten links und rechts, die Frauen von der Verwaltung aus durch eine Doppeltüre unter der Orgelempore. Die Frauen sassen praktisch unter der Kanzel, was bedingte, dass sie ihren Blick steil nach oben zu richten hatten, wenn sie den Prediger sehen wollten. In den «Vorschriften für die Gefangenen» heisst es: «In die Kirche dürfen nur die Gesangbücher mitgenommen werden, die offen in der Hand zu tragen sind. Zusammenkauern und Armaufstützen in den Kirchenstühlen ist verboten». Das zweite Postulat war in den älteren Strafanstalten durch die Ausgestaltung der Gefangenensitze als Kabinen (sogenannte «Stalls») verwirklicht, die den Blick nur nach vorn freigaben. In Regensdorf mässigte man die Strenge dieser Sitzform. Im Sitzen war die ungehinderte Sicht zwar auch nur nach vorne möglich, weil die Seiten- und Rückwände so hoch waren, dass die Augenhöhe fast mit deren Oberkanten zusammenfiel. Beim Stehen jedoch war volle Blickfreiheit gewährt (doch steht man im reformierten Gottesdienst bekanntlich nur beim Gebet, wobei die Augen üblicherweise geschlossen sind). Damit der Sitzende sich nicht gross bewegen konnte, musste er sich selbst mit einer leicht gerundeten Türe mit Schnappschloss einschliessen. Das Zuschlagen der Türen erzeugte grossen Lärm. Andererseits waren «behufs Vermeidung



Abb. 6

*Blick zur Orgelempore. Scheidewand entfernt, Bühne mit Flügel und neuem Altartisch. Zustand 1978.*

von Lärm bei Einnahme und Verlassen und zur Vermehrung der Solidität die Sitze fest» (6).

Jede Sitzreihe war zu den Seitengängen zusätzlich mit einer von aussen verschliessbaren Türe versehen, so dass die Sträflinge ihren Platz nicht von sich aus verlassen konnten. Die Aufseher – zwei auf jeder Seite – sassen auf erhöhten Stühlen an den Wänden der aufsteigenden Seitengänge. Auf der linken Seite sassen die Gefängnissträflinge, rechts die Zuchthaussträflinge. Es gab 1901 angeblich 270 Sitze für die Männer, nach dem Grundriss der Kirche müssen es aber 288 gewesen sein ( $2 \times 16$  Reihen à 9 Sitze = 288). Dazu kamen 54 Sitze für die «Weiber» ( $2 \times 3$  Reihen à 9 Sitze). Insgesamt konnten also 342 Anstaltsinsassen in der Kirche Platz nehmen. Auf der durch je eine Türe links und rechts der Orgel zugänglichen Westempore, die bei festlichen Anlässen für 40 Personen Platz bot, sassen bei den ordentlichen Gottesdiensten nur der Direktor (links der Orgel) und der Schaffner (damalige Bezeichnung für den Oberaufseher, rechts der Orgel vom Schiff aus gesehen) sowie der Pfarrer (hinter der Kanzel). Bei Vollbelegung befanden sich demnach 350 Personen im Raum. An die Nordwestwand angebaut lag das Pfarrzimmer (das auch als Archiv diente).

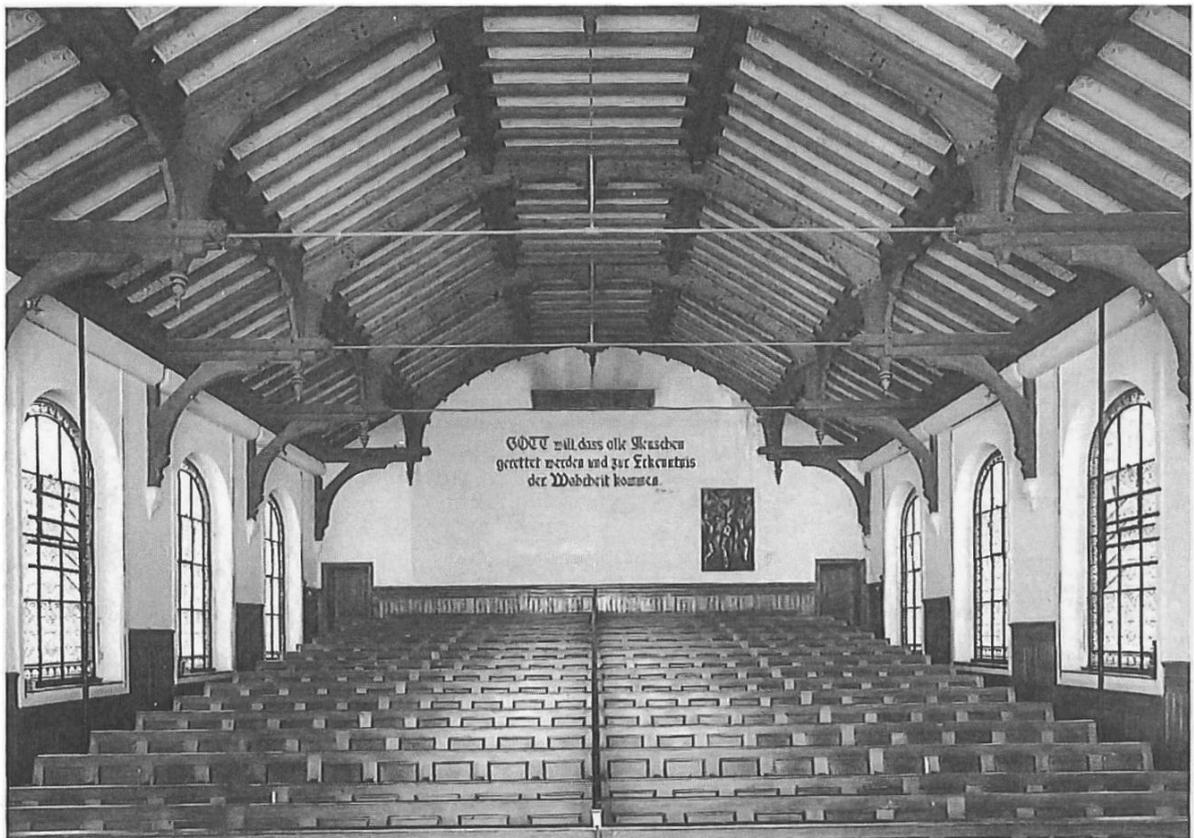


Abb. 7

90 *Blick zur Ostwand mit Bibelspruch von 1953 und dem Gemälde mit Kreuzigung. Gut erkennbar die Dachkonstruktion. Zustand 1978.*

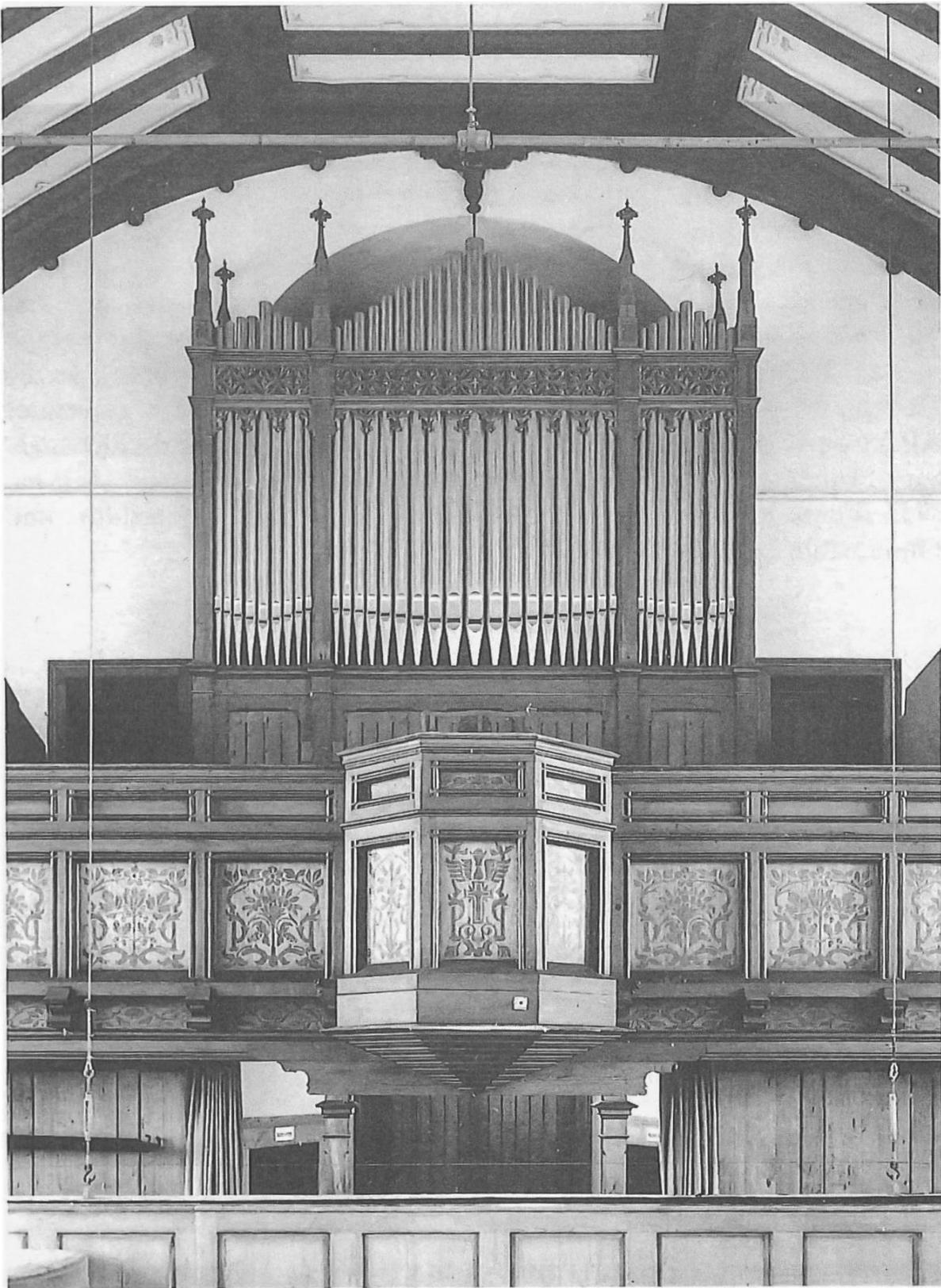


Abb. 8

*Orgel und Kanzel. Rote Schablonenmalerei an der Brüstung. Die Drähte dienten zum Aufziehen einer Leinwand. Zustand 1978.*

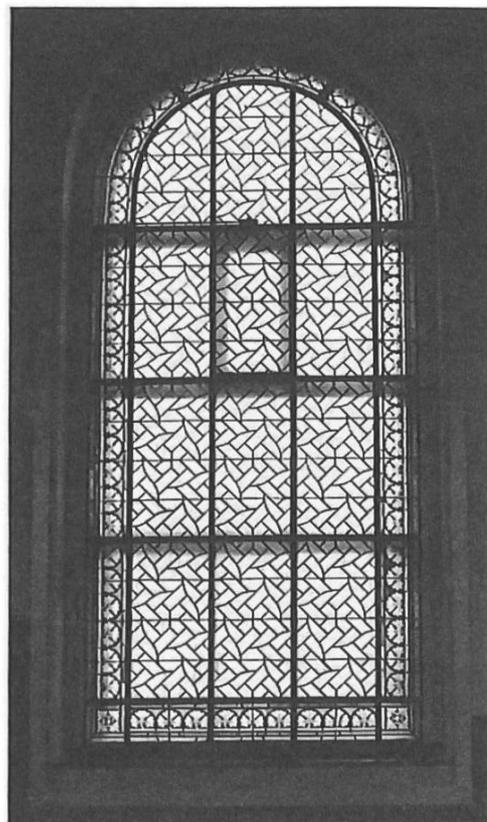
Der vierzehntägliche katholische Gottesdienst ab 1929 hatte die Bestellung eines kleinen Flügelaltars beim bekannten Bildhauer Wilhelm Klink (1874 – 1952) in Horb am Neckar zur Folge, wohl durch Vermittlung des aus dieser Stadt abstammenden katholischen Sekundarlehrers von Regensdorf, Dr. Paul Meintel (7). Dafür stellte die Regierung einen Kredit von Fr. 1500.– zur Verfügung. Der im Februar 1931 fertiggestellte Schrein barg gefasste Flachreliefs: eine Kreuzigungsgruppe in der Mitte, Niklaus von der Flüe links und Verena rechts. Auf der Vorderwand des auf einer Stufe stehenden Altartisches (der wie das Schreinmöbel von Schreibern der Anstalt ausgeführt wurde) befand sich ein Relief des «Guten Hirten» (Christus mit drei Schäflein). In die Tischplatte wurde bei der Messe ein Portatile (tragbarer geweihter Altar) eingesetzt. Schrein und Mensa standen vor der «Scheidewand» zum Frauenteil, links und rechts je ein hölzerner Priestersitz. Seit ca. 1942 diente eine manuell aufziehbare Leinwand für Lichtbilder- und Filmvorführungen (später elektrifiziert).



Abb. 9

Das Gestühl wurde 1949 gänzlich ersetzt, wobei auf die Einengung und Sichtbehinderung verzichtet wurde. Die Trennwand zwischen Männer- und Weiberteil wurde 1975 entfernt, weil seit 1972 keine Frauen mehr in der Anstalt waren. Damals wurde der Altarschrein und die Mensa weggeräumt. Den gewonnenen Freiraum nutzte man für die Einrichtung einer Bühne für Vorführungen. Auf der Bühne standen ein Flügel und seitlich rechts der neue Altartisch für die Gottesdienste. Der Verlust der «Weibersitze» wurde durch die Erhöhung der Sitze im Männer- teil von 9 auf 10 pro Halbreihe etwas kompensiert. 1985 entfernte man die Bühne wieder und stellte den Altartisch frei in den Raum, der durch den Abbruch der vier vordersten Sitzreihen grösser gemacht wurde. In diesem Zustand eines Mehrzweckraums ist die Kirche bis heute geblieben.

1953 wurden die Wände der Kirche weiss übertüncht und die kahle Westwand mit einem Bibelspruch beschrieben (siehe Abb. 7). Zuvor wiesen die Wände eine Steinimitation auf, die sehr belebend wirkte. Sonst befindet sich die Kirche noch im Urzustand von 1901. Der Stil, in dem der Raum gehalten ist, kann am ehesten mit jenem der anglikanischen Holzkirchen in unseren Fremdenkurorten verglichen werden, wobei die Anstaltskirche allerdings an Grösse jene übertrifft. Wie in Wetzikon bestimmt der neue Holzbaustil des späteren 19. Jh. ihr Gesicht. Man hat ihn mit einer gewissen Berechtigung auch schon als



*Abb. 10*

*Fenster, Höhe 5m.*

Laubsägestil bezeichnet. In Regensdorf geht die Raumwirkung allerdings ins Kolossale und verträgt keine Verniedlichung. Der mit fünf querliegenden Eisenstangen verstärkte offene Dachstuhl ist sonst freitragend. Je zwei von den Seiten aus linear ansteigende Kompartimente stossen an ein fünftes, das waagrecht liegend die Mitte der Decke akzentuiert. Die längsrechteckigen Felder zwischen den Holzträgern sind weiss grundiert und mit dekorativer graublauer Schablonenmalerei in einem zaghaften Jugendstil bemalt. Die Ausleger der Verstrebungen enden in hängenden gedrechselten Tropfen, und an den auf Konsolen abgestützten schrägen Streben befinden sich noch die originalen Glühbirnenfassungen in Form von vierteiligen Messingblüten. Vom frühen Jugendstil ist auch die mit Schablonenmalerei ausgezeichnete Emporenbrüstung mit der Kanzel geprägt.

Die seitlichen Fenster (je sieben pro Wand) sind sehr gross bemessen und lassen viel Licht herein. Mit ihren halbrunden Abschlüssen lehnen sie sich am ehesten an eine im Barock übliche Form an, sind aber mit dem sie einfassenden, abwechselnd rot und blau getönten Palmettenfries und der farblos-opaken schematischen Binnenverbleiung auch dem frühen Jugendstil zugeneigt. Neben der Deckenkonstruktion aus



*Abb. 11*

freiliegenden Holzteilen bestimmt den Raum die auf vier Pfeiler abgestützte Holzempore, die in die zentrale, vortretende Kanzel und die pro Seite neun Füllungen umfassende Brüstung zerfällt. Die Füllungen, auch die der etwas in den Raum vorstossenden Kanzel, sind mit roter Schablonenmalerei versehen. Hinter der Kanzel steigt der Orgelprospekt empor, sehr einfach gestaltet, mit breitem Mittelteil und engen Seitenteilen, oben abgeschlossen mit einem durchbrochenen Holzfries und sechs aufragenden Fialen. Die Orgel mit zwei Manualen und zehn Registern ist das Werk der noch bestehenden Orgelbaufabrik Th. Kuhn in Männedorf. Sie kostete damals, 1901, Fr. 6000.– (Abb. 8). Die elektrisch betriebene Mechanik des Blasebalgs ist äusserst massiv konstruiert. Im übrigen ist das Instrument sehr einfach gehalten, soll aber nach Aussage des letzten Organisten Ernst Kunz einen schönen Ton gehabt haben. Seit vielen Jahren ist die Orgel nicht mehr spielbar, nachdem sich ein Sträfling in den grossen Pfeifen versteckt hielt und bei der Flucht einige von ihnen beschädigte. Die Frontfüllung der achteckigen Kanzel weist neben der sonst allein beherrschenden Ornamentmalerei ein umrahmtes Kreuz und darüber einen stilisierten Abendmahlkelch auf. Ausser der Schablonenmalerei verfügte die Kirche ursprünglich über keinen zur Einrichtung gehörenden bildhaften Schmuck. Seit den fünfziger Jahren hing bis vor kurzem an der Westwand neben dem für die Kirchenbesucher besonders passenden Bibelspruch «GOTT will,

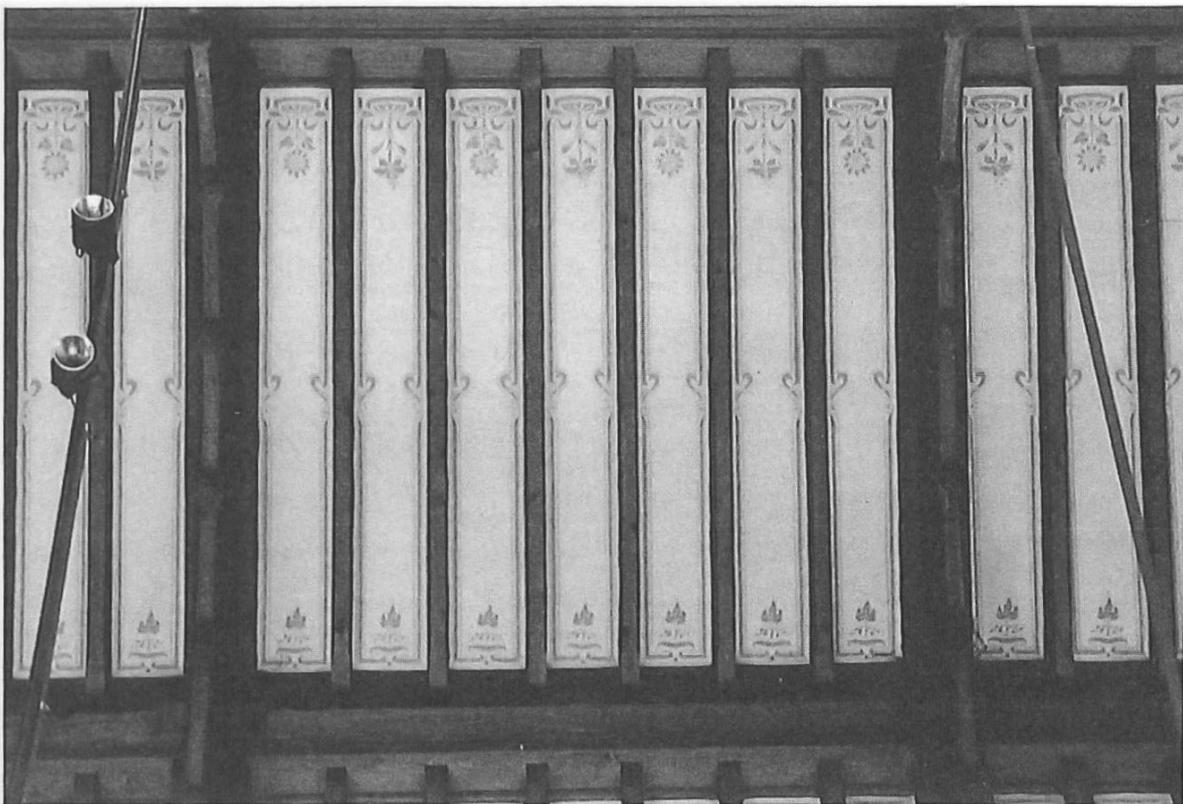


Abb. 12

*Schablonenmalerei auf den Flächen zwischen dem Deckengebälk.*

dass alle Menschen / gerettet werden und zur Erkenntnis / der Wahrheit kommen. / 1. Thim 2.4» ein modernes Ölgemälde mit Kreuzigungsdarstellung, ausgeführt von einem Strafgefangenen.

Die für Regensdorf beispielhafte Kirche in der Strafanstalt Bruchsal verfügte über viel mehr Sitze (ca. 730), wies einen achteckigen Grundriss auf und hatte statt drei deren acht Eingänge. Der Regensdorfer Bau war gemessen an Bruchsal also eher klein und architektonisch schlicht gestaltet. Von aussen fällt die Kirche kaum auf, da sie mit dem Geschoss, auf dem sie aufliegt, eine optische Einheit bildet. Die grossen halbrund geschlossenen Fenster, dazu der mit hängender Schlangenlinie versehene Westgiebel und das Satteldach mit den akroteratigen Abschlüssen in Ost und West zeichnen den Verwaltungsflügel zwar aus und lassen für sein Inneres etwas Besonderes erahnen. Innen besticht die Regensdorfer Kirche, wenn man sie von den engen Treppenhäusern herkommend betritt, durch ihre grosszügig bemessene und zu freier Entfaltung kommende Räumlichkeit. Die Raumkonzeption ist – entsprechend den Regeln des reformierten Kirchenbaus – ganz auf die erhöhte Kanzel und die hinter ihr liegende Orgel ausgerichtet. Sie ist getragen von den grossen Fenstern und dem hohen Dachhimmel mit seinen lichten Füllungen und wird von der flachen Innenausstattung nicht beeinträchtigt. Die Bestuhlung verschwindet in der Weite des Raums.

Es entsteht beim Eintretenden zuerst die Raumempfindung einer Kathedrale, doch nach kurzer Zeit weicht dieses erhabene Gefühl der Feststellung von karger Bauweise und simpler Bemalung. Die Rigidität der Bestuhlung erweckt fast den Eindruck von Lieblosigkeit, und es wird einem deutlich, nicht in einer gewöhnlichen Kirche zu stehen. Die bauliche Bescheidenheit entspricht mehr als vollkommen den Forderungen eines zwinglianisch-reformierten Kirchenraums. Und doch nimmt einen das Kircheninnere durch seine stille Freiheit bald auch wieder gefangen und ermöglicht die «Erhebung von Geist und Gemüt» (4), welche die Bauherren zu erreichen sich bestrebten. Ob der Kultraum in der neuen Strafanstalt dieselbe Wirkung auf die Insassen ausübt, bleibt abzuwarten.

Aus der abzubrechenden Kirche wären einige der erhaltenswürdigen Teile auszubauen, so ein Fenster, je eine bemalte Füllung der Decke und der Emporenbrüstung (evtl. die ganze Kanzel), die messingenen Lampenfassungen und nach Möglichkeit die Orgel.

Lucas Wüthrich

## Anmerkungen:

1. Schweiz. Bauzeitung 38, Nr. 15, S. 159 (H. Fietz)
2. Nr. 2579a, vom 27.2.1985 (Verhandlungen der Behörden 1985, S. 588)
3. Ferdinand Curti/Hermann Fietz, Die neue Strafanstalt des Kantons Zürich in Regensdorf, Zürich 1903, S. 25 – 27
4. ebenda S. 30, Nr.20
5. ebenda S. 31 unten
6. ebenda S. 41
7. Korrespondenz über die Bestellung des Altars im Archiv der Anstalt. Über W. Klink siehe Thieme – Becker XX.522, Artikel verfasst von Dr. P. Meintel 1927.
8. Patentnummer auf Emailschild Nr. 16672 – 15924

Der Autor dankt Herrn Max Brütsch herzlich für die Hilfe bei der Beschaffung der Unterlagen und Herrn Direktor Hans-Ulrich Meier für die Bewilligung der Bestandesaufnahme in der Kirche.

## *Abbildungsnachweis:*

*Abb. 1, 2, 6 – 9* Hochbauamt des Kantons Zürich

*Abb. 3, 4* aus: F. Curti/H.Fietz, Die neue Strafanstalt des Kantons Zürich in Regensdorf, Zürich 1903, Tafel 4 und S.40

*Abb. 5* K. Schöttli, Regensdorf

*Abb. 10* Autor

*Abb. 11, 12* Kurt Bannwart, Dänikon

*Abb. 13* aus 700 anni Bosco Gurin, Bellinzona 1956, S.484

## Die Pfarrer der Strafanstalt

Bereits 1661 wurde von der Stadt Zürich eine Pfarrei für das Waisenhaus und die Strafanstalt geschaffen, welche damals im ehemaligen Oetenbachkloster eingerichtet wurde. 1821 dekretierte der Kanton die Stelle eines ausschliesslich für die Strafanstalt tätigen Pfarrers. Diese Beamtung wurde bei der Verlegung der veralteten Strafanstalt im Oetenbach nach dem 1901 vollendeten Neubau in Regensdorf übernommen und dem Pfarrkapitel Dielsdorf zugeordnet. Dem Pfarrer war neben der «Pastorisation» (Gottesdienst und Seelsorge) auch die Bibliothek und die Leitung der Anstaltsschule überbunden, wo er 8 – 10 Lektionen zu geben hatte. Nicht konfirmierte Protestanten musste er Konfirmandenunterricht erteilen. Bis 1943 war die Pastorisation ganz dem evangelisch-reformierten Pfarrer vorbehalten, er betreute also auch die Gefangenen anderer Konfessionen und anderen Glaubens. Von 1919 an erteilte der katholische Pfarrer von Oerlikon einmal im Monat Gottesdienst und spendete viermal jährlich das Sakrament. Ab 1929 wurde für die Katholiken von einem Geistlichen alle 14 Tage Gottesdienst mit Messe gehalten. 1943 erwirkte der bekannte katholische Priester Dr. Theobaldi für die katholischen Insassen den wöchentlichen Gottesdienst und 1946 die persönliche Seelsorge. 1954 wurde der Priester dem ev.-ref. Pfarrer gleichgestellt und erhielt ein eigenes Büro. 1963 teilte man die bis dahin ganz dem ev.-ref. Pfarrer eingeräumte Pfarrstelle in zwei Hälften, womit der Gleichstellungsprozess zwischen der ev.-ref. Landeskirche des Kantons Zürich und der röm.-kath. Kirche seinen Abschluss fand. Die protestantische Hälfte versah von da an der Pfarrer von Regensberg in Personalunion mit der halben Pfarrstelle in seiner Gemeinde, womit der Wohnsitz des Pfarrers bei der Strafanstalt entfiel. Zuvor hatte der Anstaltspfarrer eine Amtswohnung in dem auf Anstaltsterritorium gelegenen Doppelhaus Ecke Watterstrasse/Torweg (1978 verschwunden wegen dem Bau der Tiefloge), in dem auch der Verwalter (damals neben dem Direktor der höchste Beamte der Anstalt) zu Hause war. Noch heute ist der ev.-ref. Anstaltspfarrer identisch mit dem Pfarrer von Regensberg. Die katholische Halbstelle wird seit jüngstem von einem Laientheologen versehen.

Für die an Zahl ständig zunehmenden Mohammedaner wirkt seit einigen Jahren ein zugezogener Imam. (Am 27.9.1993 befanden sich 265 Sträflinge in der Anstalt, davon 12% protestantisch, 47% römisch-katholisch, 39% Moslems, 2% andere.)

## **Protestantische Pfarrer**

### **Stelle 100%**

- 1901 – 1905 *Ulrich Grimm* von Hinwil (1867 – 1943), 1899 am Oetenbach angestellt und übernommen
- 1905 – 1908 *Johann Heinrich Schaub* von Bennwil BL (1844 – 1921), zugleich Pfr. von Regensdorf 1882 – 1919
- 1909 – 1914 *Karl Altherr* von St.Gallen (geb. 1875)
- 1914 – 1915 *Walter Gimmi* von Andwil TG (1864 – 1947), als interimistischer Stellvertreter
- 1916 – 1935 *Johann Jakob Frei* von Illnau (geb. 1874, verstorben im Amt 1935).
- 1935 – 1963 *Wilhelm Stauffer* von Signau BE (1898 – 1970)

### **Stelle 50% (und 50% Pfarrer in Regensberg)**

- 1963 – 1979 *Hans Georg Kern* von Bülach und Zürich (geb. in Russland 1915)
- 1979 – 1981 *Martin Bäumle* von Zürich, als Verweser (geb. 1922)
- 1981 bis heute *Walter Hoffmann* von Deutschland (geb. 1939)

## **Katholische Priester**

### **Von der röm.-kath. Kirche delegiert und entschädigt**

- 1919 – 1921 *Pfr. Büchel* von Oerlikon
- 1921 – 1929 *Pfr. Hauser* von Oerlikon

### **Zugezogen mit jährlicher Besoldung im Nebenamt**

- 1929 – 1935 *Emil Immoos*, Dr. theol, (auch kath. Jugendsekretär im Kanton Zürich)
- 1935 – 1963 *Alfred Theobaldi*, Dr. rer. pol., seit 1946 jährlich, bald aber stillschweigend bestätigt (Primiz 1920, seit 1956 Generalvikar des Bischofs von Chur für den Kanton Zürich).  
Abb. 13

**Stelle 50%**

1963 – 1967 *Alfred Theobaldi*, Dr. rer. pol., von Bosco-Gurin TI  
(1897 – 1977)

1965 – 1967 *Hans Cantoni* von Zürich (geb. 1932)  
als Vikar neben Dr.Theobaldi

1967 – 1976 *Hans Brügger* von Tifers FR (geb. 1923)

1977 – 1984 *Rupert Blum* von Zürich (1904 – 1988)

1984 – 1992 *Pater Josef Rosenast* von Kirchberg SG (geb. 1950), Pallot-  
tinerorden

seit 1992 *Toni Zimmermann* von Uzwil SG (geb. 1946)  
Laientheologe, schon seit 1987 neben Pater Rosenast tätig,  
unterstützt von Kollegen, welche die nötigen Fremdspra-  
chen beherrschen



*Abb. 13*

*Dr. Alfred Theobaldi*

# Die Gemeinde Würenlos

Das Dorf liegt geologisch in einem Zungenbecken, das vom Endmoränenwall eines Gletscherarmes aus der letzten Eiszeit umrahmt wird. Es grenzt an die Gemeinden Wettingen, Otelfingen, Hüttikon und Oetwil, auch an die Limmat, wo der Furtbach einmündet. Der Gemeindebann umfasst 9,04km<sup>2</sup> und zählt 4'240 Einwohner, davon 440 Ausländer (10,4%) aus 15 Nationen.

Dem **Ortsnamen** werden verschiedene Deutungen zugeordnet. «Wirchilleozha», wie die erste Nennung heisst, soll aus «wirchil» (germanisch) = werken und «lousa» (keltisch) = Stein, was Steinwerk bedeutet (nach Dr. U. Grüninger), stammen.

## Geschichte

- 870 Erste Erwähnung («Wirchilleozha») in der Schenkungsurkunde des Adligen «Landeloh» vom 8. Februar.
- 1305 Urbar: Würenlos wird Bestandteil des habsburgischen Amtes Siggenthal.
- 1361 Erste Erwähnung der «Tavern von Wurchenlos», heutiger Gasthof Rössli.
- 1371 Kirchensprengel Würenlos umfasst die Filiationen Otelfingen, Boppelsen und Unter-Oetwil.
- 1421 Abtei Wettingen erwirbt Kirchensatz und niedere Gerichtsbarkeit.
- 1534 Aufteilung der Pfarrfründe zwischen den Gemeinden Otelfingen und Würenlos.
- 1713 Teilung des Kirchengutes zwischen den Katholischen und Reformierten.
- 1868 Abtrennung von Hüttikon und Unter-Oetwil von der reformierten Kirchgemeinde.
- 1869 Kloster Fahr kommt vertraglich unter die Verwaltung von Würenlos.
- 1900 Vereinigung der Gemeinden Otelfingen und Kempfhof mit Würenlos.

## Kirchen

1936 Auflösung des «Simultanverhältnisses» zwischen den beiden Kirchgemeinden. Neben der alten Kirche (Spätgotik, 16. Jh.) wurde die Marienkirche und oberhalb der Schulanlage eine neue reformierte Kirche gebaut.

## **Vereine**

Neben der Schützengesellschaft (1864) und dem Musikverein (1892) bestanden schon die aus dem kirchlichen Umfeld hervorgegangenen Cölestinus-Bruderschaft und der Cäcilien-Verein. Zu den älteren Vereinen zählen der Samariter-, sowie die Turnvereine STV (ETV) und TSV (KTV). Heute existieren 29 Vereine und Organisationen.

## **Handel, Gewerbe und Industrie**

160 Betriebe beschäftigen 960 Personen. Als bedeutende Firmen sind zu nennen: Huba-Control und Brupel AG (Elektroapparate), Zihlmann Systembau und Wickeltechnik, Güller Bausysteme AG, Ellenberger Maschinenbau und Carlit-Ravensburger Spiele.

## **Landwirtschaft**

Von 1940 bis 1980 verminderten sich die hauptberuflichen Betriebe von 71 auf 28, die nebenberuflichen von 59 auf 18. Heute existieren noch 11 Bauernbetriebe.

## **Öffentlicher Verkehr**

Im Regionalnetz der RVBW (Baden – Wettingen), auch den Verkehrsbetrieben der Stadt Zürich angeschlossen, ebenso an die S-Bahn und Autobahn N1.

## **Freizeitanlagen**

Beheiztes Schwimmbad (1972) mit grosser Liegewiese, Sportplätze bei der Schulanlage, Tennisplätze und Boccia-Halle mit Restaurant. Reitschule mit Reithalle im Juch und Reitplatz mit Reithalle sowie Tennis-halle im Tägerhard.

## **Restaurants**

Gasthof «Rössli» (ehem. Taverne), seit 1863 Fam. Meier (5. Generation); Gasthof «Steinhof» (1850), bis 1884 Brauerei; Rest. «Bahnhof» (Paolino); Rest. «Alpenrösli» (bis 1933 Salzmonopol); Rest. «Blume» (1866); Pizzeria und Bar «Centrum 68»; «Café am Bach» und «Mövenpick» in der Autobahnraststätte N1.

## **Sehenswürdigkeiten**

Römischer Steinbruch, Weiler Oetlikon (Ortsbild gesch.) und Reste einer ehemaligen Bewässerungsanlage (1648), sowie das «Bickgut», ehemals Sommerresidenz des Abtes vom Kloster Wettingen.

## **Besonderheiten**

Neben der Einwohnergemeinde existiert noch eine Ortsbürgergemeinde. Sie besitzt grössere Land- und Waldparzellen und führt ein Forsthaus. An den Bickhängen werden neue Rebkulturen angebaut.

## **Probleme**

Enormer Durchgangsverkehr auf der Land- und Schulstrasse. Verwirklichung eines Alterszentrums (Finanzierung).

---

## **Wie ein Würenloser Geometer seinen Kopf aus der Schlinge zog**

*«Ano 1648 Jor sind die Maten und der Grabe -DVG-»*

### **Ein grosser Plan – vor 345 Jahren**

Die Topographie des Siedlungsgebietes der Gemeinde Würenlos ist, wie eingangs dargelegt, durch einen bewaldeten Moränengürtel gekennzeichnet. Dadurch wurde die Ausdehnung bewirtschaftbarer Bodenflächen begrenzt. Mit dem Anwachsen des Dorfes entstand vorab zusätzlicher Bedarf an Wiesland. So müssen sich die Würenloser um das Jahr 1645 zur Rodung der Waldfläche der heutigen «Neuwiesen», angrenzend an den Tägerhardwald, entschlossen haben: «weylen die Armen Tagelöhner solches heüwachsses am meisten von nötten auch damit sye ir Weib und Kinder desto besser erhalten werden können».

Gerodet wurde vermutlich eigenwillig und ohne «Bewilligung». Nach dem Erwerb der Gerichtsbarkeit und des Kirchensatzes durch das Kloster Wettingen im Jahre 1421 «von den Edlen von Randenburg» waren verschiedene Äbte der Ansicht, dass sie Eigentümer des Tägerhardes und somit auch des erwähnten Gebietes seien. Über die zahllosen Streitigkeiten der Würenloser und Wettinger mit dem Kloster wegen des Tägerhardes wird zum Beispiel in der Dissertation «Beitrag zur Geschichte des Klosters Wettingen» (Wernli, 1948) berichtet. Die Würenloser beharrten auf ihrem Eigentumsanspruch bis ins Jahr 1645. Erst dann wurde durch landvögtliche Beurkundung das Tägerhard zwischen Wettingen und Würenlos aufgeteilt. Gleichzeitig wurden die Rechte des Klosters als Aufsichtsorgan festgelegt.

Es erhebt sich die Frage, ob «im Vorfeld» jener Vereinbarungen die Würenloser vorsichtshalber ihre Pläne noch schnell unter Dach bringen wollten. Die klösterliche Erlaubnis zur Rodung ist jedenfalls erst mit dem Datum vom 9. Mai 1649 beurkundet. Da das Kloster auch Besitzer des Furtbaches mit allen damit verbundenen Rechten war, ist darin

auch eine Bewilligung zur Ableitung «auff die Neüwe Wisen» enthalten. Die Erinnerungstafel, die damals das gelungene Werk lobte, trägt indessen die Jahrzahl 1648.

### **Warum wurde bewässert?**

Der Grund liegt nicht etwa darin, dass unsere Vorfahren sich schöneren Sommerwetters erfreuen konnten und deshalb grössere Trockenperioden durch Wässerung der Wiesen überbrücken wollten, wie dies heute noch in den Walliser Berggebieten geschieht. Vielmehr waren es geradezu raffinierte landwirtschaftliche Erkenntnisse, die Anlass zum grossen Werk gaben: Durch Überflutung bilden sich unter Lichteinwirkung Grünalgen. Bei längerdauernder Wässerung entsteht auf den Wiesen ein Algenüberzug, der als vorzüglicher Dünger wirkt. Die im Wasser spärlich enthaltenen Mineralien stellen ebenfalls eine willkommenen Zugabe dar. Von einer solchen Bewässerungsanlage wird schon im Jahre 1226 in St. Urban berichtet, wo die Zisterziensermönche die Langeten dazu ableiteten. Im 16. Jahrhundert bestanden in der damaligen Gemeinde Kempfhof bereits Bewässerungsanlagen. Auch war um 1630 ein Streit um die Nutzung des Furtbaches zwischen den Gemeinden Oteltingen und Dänikon einerseits und Würenlos und Hüttikon sowie dem Oetliker Müller andererseits vom Landvogt zu schlichten.

### **Frondienst und Tagelöhnerarbeit**

Die Würenloser gaben angeblich einem einheimischen Geometer, dessen Name leider nicht bekannt ist, den Auftrag, das Bewässerungssystem zu planen und die Arbeiten zu leiten. Es wird angenommen, dass der Altwiesen- und Neuwiesengraben gleichzeitig erstellt wurden. Die Trägerschaft des Vorhabens ist nicht bekannt; die Bezeichnung «DVG» auf dem damaligen Gedenkstein bleibt rätselhaft und harrt noch der Entschlüsselung (siehe Anhang). Die Arbeiten wurden im Frondienst und unter Beizug von Tagelöhnern ausgeführt.

Aus der Gigerkarte von 1657 ist die Anlagekonzeption ersichtlich. Der Furtbach wurde an drei Stellen abgeleitet. Die erste befindet sich beim heutigen Überfall unterhalb vom «Kafi am Bach» und spies den Altwiesengraben. Er führte entlang der linken Furtbachseite (heutige Bachwiesenstrasse) und später in grossem Bogen um den Buchwald (heutiger Taunerwiesenweg) sowie oberhalb des Buchquartiers (heutiger Tannwiesenweg) in Richtung Limmattal zum «Chessel». Seine Länge beträgt 2'400 Meter mit dem kaum merklichen Gefälle von nur zwei Promille!

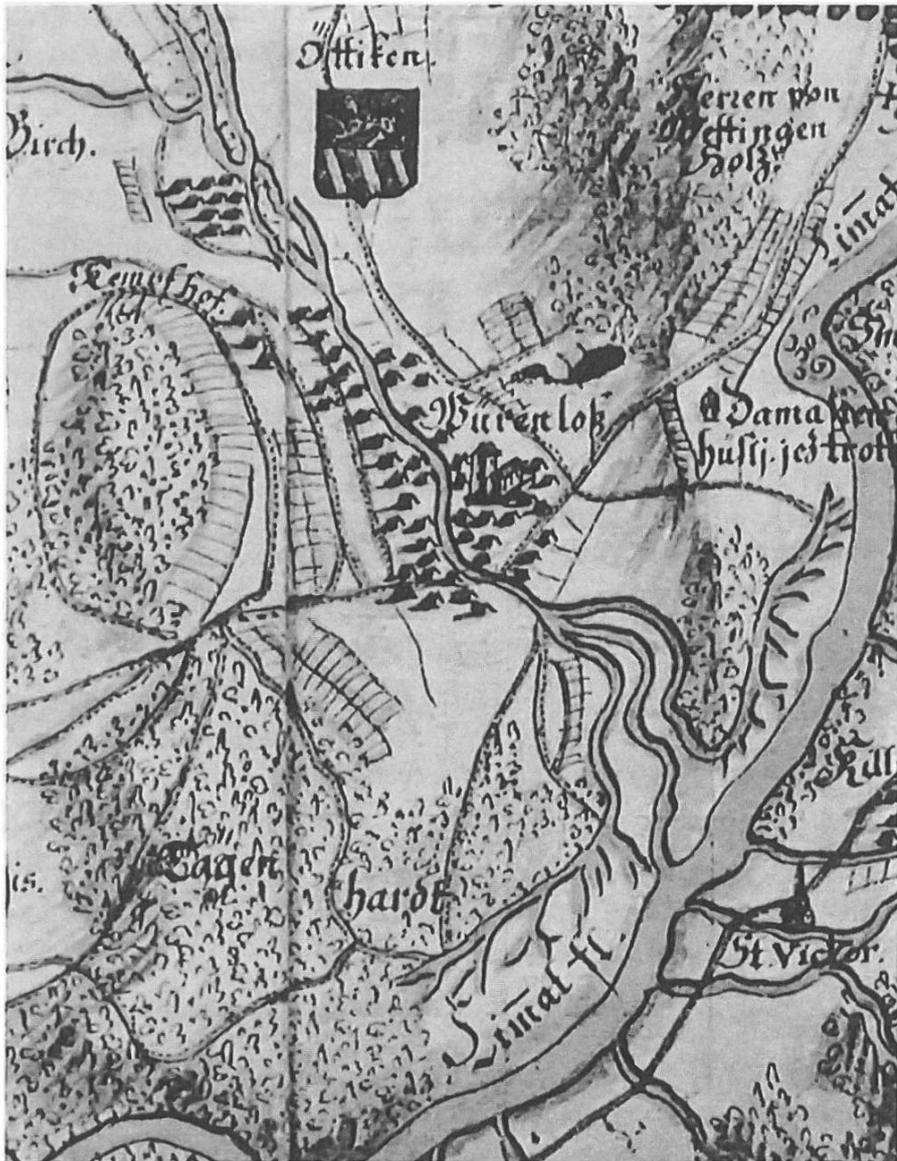


Abb. 1

*Das Würenloser Bewässerungssystem von 1648 für die Altwiesen (linke Furttalseite) und die Neuwiesen (rechte Furttalseite). Man erkennt deutlich die Verästelungen entlang der Limmat.*

*Ausschnitt aus der Zürcher Kantonskarte von Conrad Gyger, 1667.*

Die zweite Abzweigung, nach der Brücke zur Grimmistalstrasse, wo sich früher das Würenloser «Badloch» befand, bediente die Grimmistalwiesen. Dieser Graben mündete in jenen der dritten Sperre beim heutigen Regenwasserüberlaufbecken (eingangs des Tränsch) in den Neuwiesengraben. Dieser wiederum verlief gegen die heutige Autohahnraststätte, entlang der jetzigen Autobahn und bog dann Richtung Klosterschür leicht ab. Seine Länge betrug 1780 Meter, ebenfalls lediglich mit zwei bis drei Promille Gefälle. Die Breite der Gräben betrug etwa 1,2 Meter. Heute bestehen nur noch kurze Teilstücke in der ursprünglichen Form, die restlichen Gräben wurden eingedeckt und dienen zum grössten Teil als Weg.

## **Einfache aber geniale Technik**

Die Bewässerung selbst erfolgte durch eine grosse Anzahl von Schleusen, die man Schwellstöcke nannte. Sie leiteten das Wasser in Nebenkäule und von diesen aus in kleinere Gräben, sogenannte «Oesli», auf die Wiesen. Für die Schwellstöcke verwendete man grosse plattenförmige Steine. Ein U-förmiger Ausschnitt bildete den Durchfluss. Darin arbeitete man eine Aussparung für den Einsatz von 3 – 4 cm dicken Schwellbrettern heraus. An einigen Stellen dienten recht grosse Steinplatten als Übergänge.

Das ganze Werk stellte für die damaligen Verhältnisse ein gewaltiges Stück Arbeit dar. Im Endmoränen-Gebiet mussten immer wieder grosse Steine weggeräumt werden. Je länger die Gräben wurden, so berichtet die Sage, desto grössere Zweifel am Gelingen kamen auf. Unmut bewirkte auch das sich häufende längere Fernbleiben des leitenden Geometers. Das kaum merkliche Gefälle veranlasste die Leute zu ungläubigem Kopfschütteln. Dass das Wasser in den Altwiesengräben limmataufwärts fliessen sollte, war für viele schlechthin unfassbar.



*Abb. 2*

## Der Tag der Wahrheit

Gegen Ende der Arbeit begann man den Geometer gar zu bewachen, «damit er nicht entweichen könne»! Es wird erzählt, dass die Arbeiter am Tag der Öffnung der ersten Schleusen zum Altwiesengraben dem Geometer einen Strick um den Hals legten; so sei man unter grosser Anteilnahme der Würenloser dem einfliessenden Wasser gefolgt. Sollte der freie Fluss nicht bis zum Ende des Grabens gelangen, würde man den Bauleiter, so drohten die Leute, genau an der Stelle, wo das Wasser stehen bleibe, am nächstbesten Baum aufhängen. Für den Fall des Gelingens schritten in der Menge aber immerhin auch fünf Musikanten mit.

Und siehe da: das Wunder geschah; das Wasser floss, der Probelauf verlief erfolgreich – und der Geometer wurde als Held des Tages auf den Schultern der Arbeiter, unter schmetternder Musikbegleitung, ins Dorf getragen und reichlich gefeiert.



Abb. 3

*Der alte Gedenkstein (von 1648) und der neue (von 1977) zur Erinnerung an den Bau der Bewässerungskanäle. In der Nähe der heutigen Autobahnraststätte bei den Neuwiesen.*

Zur Erinnerung an das beachtliche Werk wurde darauf ein Stein mit folgender Inschrift aufgestellt:

*Ano 1648 Jor sind die Maten und der Grabe DVG*

Es entstanden in der Folge Korporationen für die Aufrechterhaltung des Betriebes. Erst in einem auf den 1. März 1678 datierten Wasserbrief ist die «Kehrordnung» festgelegt: Je 14 Tage lang soll das Wasser in die Alten Wiesen fließen, dann 1 Woche lang ins Grimmistal und in die Neuen Wiesen. Es sind darin auch Angaben über die Masse der Gräben, die Anzahl der Schwellstöcke, die Bussen sowie die Stellung der drei Wasservögte, je einen pro Kehr, enthalten.

### **Aus alten Protokollen**

Die folgenden Protokollauszüge aus dem Gemeindegeschehen sollen einige Begebenheiten im Zusammenhang mit dem Bewässerungssystem wiedergeben.

22. April 1837: Gemeinderat.

Wurde beschlossen v. sämtlichem Gemeinderath die Wasserleitungen in den neuen und alten Wiesen am Mittwoch den 26. Aprile zu besichtigen.

8. Mai 1837: Gemeinderat.

Wurden die Besitzer der neuen und alten Wiesen, welche fehlerhafte Wasserleitungen haben, bestraft.

16./17. Sept. 1852:

Schwere Hochwasser, Neuwiesengraben bei unteren Trench unbrauchbar geworden.

24. Okt. 1852:

Verhandlung der stimmfähigen Hausväter von Würenlos. Es wird die Wiederherstellung des Grabens nach Kostenvoranschlag von 1'410.60 Gulden beschlossen.

1878 Polizeikassenbudget, Besoldungen:

Gemeindeamman Fr. 150.–, Gemeindeschreiber Fr. 70.–, Nachtwächter Fr. 150.–, Wasservogt Fr. 10.–.

28. Febr. 1884:

Verhandlungen der Neuen und Alten Wiesenkorporation: Betheiligte 67, anwesend 54, genügend um gültig verhandeln zu können. I. Bestel-

lung des Schärmausers, II. Besoldung des Wasservogtes auf Fr. 25.– festgesetzt, es soll aber der Wasservogt für allfälligen, durch seine Nachlässigkeit od. Unvorsichtigkeit entstehenden Schaden verantwortlich und haftbar erklärt werden.

### **Die Gegenwart – nach 345 Jahren**

Der Vater des ehemaligen Gemeindegassiers, Alois Güller, war ein Sohn des letzten amtierenden Wasservogtes. Bei Gelegenheit wusste er noch frühere Begebenheiten zu erzählen.

Von den Schwellstöcken und Brücken-Platten ist je ein Exemplar im Schwimmbad «Wiemel», neben dem Kleinkinderbecken, als Zeuge aus vergangenen Tagen aufgestellt.



Abb. 4

*Die Bronzetafel auf dem neuen Gedenkstein von 1977 mit Darstellung der dramatischen Geometer-Szene.*

*Relief von Kunstmaler Richard Benzoni, Würenlos.*

Die Natur- und Denkmalschutzkommission hat ein Teilstück des Bewässerungsgrabens der Neuwiesen in den ursprünglichen Zustand gebracht. Es befindet sich unmittelbar unterhalb der damaligen und im Denkmalschutzjahre 1977 zusätzlich errichteten Erinnerungstafel. Diese Stelle ist auf dem Waldweg Richtung Wettingen vom Autobahnrestaurant her leicht zu erreichen. Das auf dem Stein angebrachte Bronzerelief stellt die beschriebene dramatische Geometer-Szene dar. Das dazu benötigte Gipsmodell wurde vom einheimischen Künstler Richard Benzoni erstellt.

Hans Ehram

(Quelle: Dr. Max Oettli)

### **Anhang:**

Versuch einer Erklärung des Wortes «DVG»

V nach alter Schreibmanier = U. Nach dem Schweizerischen Idiotikon (Bd. 12, Frauenfeld 1961, Spalte 1125) bedeutet das Verb *digen* soviel wie «eintrocknen». Im Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm (2. Bd, Leipzig 1860, Spalte 1149) wird *digen* mit «räuchern» und «trocknen» gleichgesetzt. Das englische Verb *to dig* (*dug, dug*) heisst zu deutsch «graben».

Da der Bau der Gräben das Gegenteil von «trocken legen» bezweckte, dürfte hier eher die Bedeutung von «graben» in Frage kommen. So könnte angenommen werden, dass *DVG* mit «gegraben» wohl zutreffend übersetzt wäre.

# Statistische Gedanken zum Vierzigsten

Wenn jemand einen runden Geburtstag feiert, erinnert man sich gerne an frühere Zeiten. Man vergleicht Vergangenes mit heute. Man wagt zugleich, einen Blick in die Zukunft zu werfen.

Was war damals 1954, als die Heimatkundliche Vereinigung Furttal im Restaurant «Hirschen» in Regensdorf gegründet wurde? Damals wohnten in Regensdorf 2'200 Personen, im ganzen Furttal 6'500. Und heute? Regensdorf ist zur Stadt mit über 13'000 Einwohnern angewachsen. Im Furttal mit den weiteren Gemeinden Buchs, Boppelsen, Otelfingen auf der rechten Talseite sowie Dällikon, Dänikon, Hüttikon und der Aargauer Gemeinde Würenlos auf der Südseite des Furt- oder Aabaches beträgt die Einwohnerzahl 28'000.

Damals gab es im Furttal noch keine Kläranlagen, keine Hochhäuser, keine Satellitenzentren. Der Fluglärm war noch recht erträglich. Viele Sektionschefs und Zivilstandsbeamte übten ihre Tätigkeiten noch nebenamtlich aus – heute schmücken neue oder neu renovierte Rathäuser das Dorfbild verschiedener Gemeinden. Die absolute Steuerkraft im Tal betrug 1959 900'000 Franken – 1991 über 53 Millionen. 1958 wurden 500 Personenwagen gezählt – 1991 15'250. Von Entsorgung wurde noch kaum gesprochen. Vielerorts wurde der Abfall damals noch in Gruben deponiert. Über Kehricht sind in den Statistikbüchern noch keine Angaben zu finden. 1991 wurden im Furttal insgesamt 10'000 Tonnen Hauskehricht eingesammelt.

Das Furttal, ein Agglomerationsgebiet nordwestlich der Stadt Zürich, war in den fünfziger Jahren noch recht ländlich geprägt. Damals bewirtschafteten 335 hauptberufliche Landwirte die Felder – heute noch 120. Die Zahl der Gewerbebetriebe von damals 300 ist auf 1'100 Betriebe angewachsen. Die Zahl der Beschäftigten hat sich von 1'200 auf 12'000 erhöht. Und im Furttal wird weiter gebaut. Die gute Verkehrslage, die Anschlüsse an den Flughafen Kloten, das S-Bahn-Netz und die nationalen Autobahnen begünstigen diese Entwicklung.

Baulich und wirtschaftlich ist die Region stark gewachsen. Dennoch ist das Furttal, eingebettet zwischen der Lägern und dem Altberg, umsäumt von Wiesen, Rebbergen und Wäldern, ein in vielen Teilen ländliches Gebiet geblieben. Eine aktive Landwirtschaft mit Gemüsebau, Ackerbau aber auch Tierhaltung ist hier nach wie vor heimisch. Trotz strukturellem Wandel hat sich beispielsweise in den vergangenen 40 Jahren der Tierbestand nur unbedeutend verändert. Damals zählte man

200 Pferde, heute 150. Der Rindviehbestand betrug anfangs der fünfziger Jahre 3'000 Tiere, 1983 3'500 Tiere. Die vielen schönen Wiesen und Wälder, heute erschlossen durch zahlreiche Meliorations- und Radwege, welche zum Wandern einladen, sind zum Erholungsraum der Städter geworden.

Durch eine straffe Richt- und Nutzungsplanung, durch strengere Natur- und Heimatschutznormen aber auch durch den grossen Einsatz von Behörden, Verbänden und vielen Einzelpersonen verbunden mit dem Verständnis zahlreicher Eigentümer sind der baulichen Entwicklung und der Zerstörung der Landschaft klare Grenzen gesetzt worden. Man bemüht sich heute allseits, die Tiere, Pflanzen, Baugruppen und Einzelbauten zu erhalten.

Die Heimatkundliche Vereinigung Furttal hat sich in den vergangenen 40 Jahren immer wieder um den Schutz von wertvollen Bauten und Landschaften im Furttal bemüht. Sie hat versucht, durch zahlreiche Veröffentlichungen Verständnis für die nahe vergangene und gegenwärtige Umwelt zu wecken. Sie will den Bewohnern ihre engere Heimat näher bringen. Sicher hat sich vieles verändert. Heute besteht eine echte Basis für eine gesunde Weiterentwicklung. Das Erreichte ermutigt, sich auch in Zukunft für die Kultur der Talschaft einzusetzen. Es ist schön, im Furttal zu wohnen, hier zu arbeiten und hier die Freizeit zu verbringen.

Johannes Gillardon

### **Hinweis**

Die nachfolgenden Zahlen sind gerundet. Sie stammen aus verschiedenen statistischen Handbüchern des Kantons Zürich sowie der Ortsgeschichte Würenlos. Zusätzliche Angaben lieferten die Statistischen Ämter des Kantons Zürich und des Kantons Aargau sowie die Gemeinde Würenlos.

# Wohnbevölkerung im Furttal

Jahr	Regensdorf	Buchs	Boppelsen	Otelfingen	Dällikon	Dänikon	Hüttikon	Würenlos	Total
1850	1201	649	334	575	364	238	178	525	4064
1900	1275	501	260	481	340	192	120	945	4114
1930	1797	595	293	572	381	159	139	1050	4986
1941	1806	547	275	591	349	182	147	1520	5417
<b>1950</b>	<b>2093</b>	<b>627</b>	<b>292</b>	<b>662</b>	<b>377</b>	<b>175</b>	<b>154</b>	<b>1805</b>	<b>6185</b>
1960	4997	789	295	748	410	185	173	2336	9933
1962	6754	925	300	851	409	174	173	2370	11956
1963	7118	922	305	860	449	175	175	2869	12873
1964	7286	1082	326	870	471	196	188	2920	13339
1965	7193	1113	318	952	545	206	221	2950	13503
1966	7051	1184	350	976	662	212	221	3011	13667
1967	7129	1188	360	965	716	212	227	2850	13647
1968	7550	1213	354	993	796	216	240	2790	14152
1969	7696	1313	366	946	1130	251	237	2734	14673
1970	8566	1552	373	941	1316	373	273	2653	16047
1971	8866	1709	386	906	1360	436	266	2729	16658
1972	9476	1724	390	934	1447	566	280	2923	17740
1973	10215	1702	455	1065	1576	642	289	2941	18885
1974	11056	1691	487	1086	1565	700	290	3027	19902
1975	11121	1731	511	1069	1739	787	314	3087	20359
1976	11293	1789	540	1113	1878	796	312	3099	20820
1977	11605	1774	566	1147	1951	838	315	3130	21326
1978	11926	1837	587	1175	2098	917	308	3154	22002
1979	12298	1840	627	1198	2245	975	332	3204	22719
1980	12553	1812	729	1253	2368	964	350	3250	23279
1981	12529	1802	754	1319	2403	1006	351	3277	23441
1982	12642	2047	754	1454	2380	1025	344	3280	23926
1983	12652	2482	752	1534	2443	984	355	3427	24629
1984	12689	2590	751	1602	2473	978	362	3539	24984
1985	12550	2804	776	1610	2473	924	367	3643	25147
1986	12558	2894	795	1575	2470	941	379	3838	25450
1987	12558	2894	799	1575	2470	958	379	3939	25572
1988	12745	3289	821	1618	2458	996	401	4112	26440
1989	13195	3390	832	1622	2497	1061	420	4181	27198
1990	13263	3503	823	1610	2567	1171	426	4151	27514
1991	13461	3618	826	1633	2628	1257	416	4163	28002
1992	13305	3628	819	1608	2649	1351	421	4146	27927

# Gewerbe

## Betriebe und Beschäftigte

B = Betriebe  
A = Beschäftigte

	1939		1955		1965		1975		1985	
	B	A	B	A	B	A	B	A	B	A
Regensdorf	98	412	118	547	-	3238	382	5453	516	7313
Buchs	21	50	29	84	-	685	84	733	107	1056
Boppelsen	9	16	7	16	-	26	17	39	28	86
Otelfingen	25	86	35	217	-	374	60	1134	75	1431
Dällikon	12	27	13	19	-	224	89	585	130	1118
Dänikon	9	14	12	12	-	23	19	38	26	105
Hüttikon	4	23	4	28	-	24	9	36	12	35
Würenlos	76	165	84	279			122	800	159	856
Total	254	793	302	1199	-	4594	782	8818	1053	12000

# Landwirtschaftliche Betriebe

T = Insgesamt  
H = Von Hauptberuflichen Landwirten

	1939		1955		1965		1975		1980/1985	
	T	H	T	H	T	H	T	H	T	H
Regensdorf	133	101	114	84	69	52	62	37	72	29
Buchs	78	62	77	57	42	35	35	18	34	13
Boppelsen	40	33	39	30	25	20	21	12	20	15
Otelfingen	58	46	60	44	41	30	35	19	32	17
Dällikon	56	41	54	32	41	18	21	14	20	13
Dänikon	28	24	28	18	24	13	15	12	16	11
Hüttikon	20	13	14	13	12	12	12	7	11	9
Würenlos	130	71	80	57	61	41	55	34	46*	28*
Total	543	391	466	335	315	221	256	153	251*	118*

\* Würenlos Jahr 1980, übrige Gemeinden 1985



# Die Wappen der acht Furttalgemeinden

Heraldisch beschrieben nach *Peter Ziegler*, Die Gemeindewappen des Kantons Zürich, Zürich 1977 (= Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 49, 1978) und *Walther Merz*, Die Gemeindewappen des Kantons Aargau, Aarau 1915.

In den folgenden Beschreibungen gilt: heraldisch links = blickweise rechts; heraldisch rechts = blickweise links; Weiss = Silber, Gelb = Gold.

## **Boppelsen**

In Gold auf schwarzem Dreieck zwei abgewendete, grügestielte und beblätterte Maiglöckchen, jedes mit drei silbernen Blüten (erstmal erwähnt von Erhard Dürsteler 1737, Manuskript in der Zentralbibliothek Zürich).

## **Buchs**

In Gold auf waagrechtem grünem Boden ein hochoval geschnittener grüner Buchsbaum (erstmal im Dekanatsalbum des Regensberger Pfarrkapitels von 1719, Staatsarchiv Zürich).

## **Dällikon**

In Rot ein pfeilweise gestelltes silbernes Winkelmaß, dessen oberer kürzerer Schenkel nach links gerichtet ist (erstmal im Dekanatsalbum des Regensberger Pfarrkapitels von 1719, Staatsarchiv Zürich). Das stadtzürcherische Geschlecht der Dälliker führte das Winkelmaß schon 1539 als Abzeichen der Zunft zu Zimmerleuten.

## **Dänikon**

In Silber eine aufrechte schwarze Pflugschar (zurückgehend auf ein verschwundenes Pflugscharzeichen am Gemeindehaus, von 1821).

## **Hüttikon**

Unter rotem Schildhaupt in Silber ein schwarzer Sparren, der ein rotes Doppelkreuz bedeckt. Neuschöpfung von 1932. Das rote Schildhaupt und die Farben Rot-Weiss-Schwarz gehen auf das Wappen der eidgenössischen Landvogtei Baden zurück, zu der Hüttikon bis 1798 gehörte. Der Sparren erinnert redend an ein Hüttendach, das Doppelkreuz an das Spital von Baden, den ehemals wichtigstens Grundbesitzer des Ortes.

### **Otelfingen**

In Schwarz ein silberner Eberkopf im Profil nach rechts (zurückgehend auf das Siegel des Geschlechts derer von Otelfingen, erstmals auf den Ort bezogen von Gerold Edlibach 1493).

### **Regensdorf**

In Silber drei blaue Pfähle, auf halber Höhe überzogen von rotem Balken. Der Balken ist um die Hälfte breiter als die Pfähle. Das Wappen geht zurück auf jenes der Freiherren von Regensberg, erstmals vorkommend auf der Grabplatte des Ulrich von Regensberg, um 1280 (heute im Schweizerischen Landesmuseum).

### **Würenlos AG**

Geteilt von Silber (oben) und Rot (unten) mit durchgehendem Schlüssel in gewechselten Farben, Bart nach links. In den Schlüsselgriff ist der Buchstabe W eingesetzt (für Würenlos). Auf ein altes Wappenzeichen zurückgehend, das allerdings im 19. Jh. – vielleicht irrtümlicherweise – oben blau statt silbern und mit nur silbernem Schlüssel gebildet war.



# Mitteilungen der Heimatkundlichen Vereinigung Furttal

Bisher sind erschienen:

- Nr. 1, 1963 Die Kirche von Buchs, Kanton Zürich (K. Grendelmeier)  
Nr. 2, 1964 Meteorologische Betrachtungen zur Zürichseegefrörne 1963  
(A. Güller)  
Nr. 3, 1965 I. Aus der Kirchengeschichte von Regensdorf (E. Denzler)  
II. Ein frühgeschichtliches Grab in Otelfingen (A. Güller)  
III. Die Bettlerstube in Buchs (K. Grendelmeier)  
Nr. 4, 1966 Aus der Jagdgeschichte des Furttales (A. Lutz)  
Nr. 5, 1967 I. Über das «Hochzeitsschiessen» in den Dörfern des Furt-  
tales (A. Güller)  
II. Der Arzt Johannes Wyss in Otelfingen (P. Wyss)  
Nr. 6, 1968 Das «Eisloch» an der Lägern (A. Güller)  
Nr. 7, 1969 Der Weinbau in Buchs (K. Grendelmeier)  
Nr. 8, 1970 Barbara Schmid von Buchs (R. Stiefel)  
Nr. 9, 1972 Auf den Spuren der Römer im Gebiet des Furttales (A. Güller)  
Nr. 10, 1974 Erinnerungen eines Amerikaschweizers im 19. Jahrhundert  
(O. Studer)  
Nr. 11, 1975 Bemerkenswerte Funde aus der Vergangenheit von Dänikon ZH  
(A. Güller)  
Nr. 12, 1976 Die römische Kryptoportikus von Buchs ZH und ihre Wand-  
malerei (W. Drack)  
Nr. 13, 1979 Aus der Geschichte von Dällikon (Hch. Hediger)  
Nr. 14, 1982 Die Industrialisierung des Furttales (Ch. und T. Kaiser)  
Nr. 15, 1984 Das bronzezeitliche Gräberfeld in Otelfingen (A. Güller)  
Nr. 16, 1986 Lehm vom Altberg für Furttaler Ofenkacheln (E. Wagner)  
Nr. 17, 1987 Die Schmetterlinge der Boppelser Weid (J. Kohler)  
Nr. 18, 1988 Namen in Dällikon (P. Fries und D. Gerber)  
Nr. 19, 1989 Der Wald im Furttal (F. Thommen)  
Nr. 20, 1990 Mückenhandwurz und Waldhyazinthe (L. Müller)  
Nr. 21, 1991 Die Bergwerke im Kanton Zürich (U. Maurer-Waller)  
Nr. 22, 1993 Das Gemeindemuseum in Regensdorf (L. Wüthrich)  
Nr. 23, 1994 Das Furttal im Spiegel seiner acht Gemeinden (Jubiläumsheft)

Bezugsquelle: Emil Wagner, Bordacherstrasse 12, 8108 Dällikon

Preise: Heft Nr. 1–16 Fr. 10.–  
ab Heft Nr. 17 Fr. 15.–  
Jubiläumsheft Nr. 23 Fr. 20.–